DIANE.

Ein Roman

von

A. v. Sternberg.

Dritter Theil.

Berlin, 1842.

Buchhandlung des Berliner Lesekabinets.

Dritter Abschnitt.

[illegible]: Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet.

Göthe.

Dritter Abschnitt.

Motto: Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet.
Göthe.

Erstes Capitel.

Anstalten, die eine große Stadt macht, den Frühling zu empfangen.

Der Frühling, wenn er über die Erde zieht, und von den Triften und Hainen, Bergesklüften und Thalschluchten Besitz nimmt, naht sich nur vorsichtig und gleichsam mit Scheu dem Bezirk großer Städte. Er weiß nicht, wie er in diesen Mauern aufgenommen werden wird, wo ein ewiger Tumult herrscht, wo Geist und Körper unaufhörlich schaffen, wo Armuth und Luxus grell durcheinander ihre Trauerflöre und Goldschleier in ewigem Wechsel flattern lassen, wo die übermüthigen, schwelgerischen Mahle ihre Toaste und ihre Blumenkränze ewig frisch erhalten, und die muntern Gruppen der Tänzer ihre ununterbro-

chenen Reigen unter dem Jubel der Flöten und Harfen hindurchführen. Er, der frische Sohn der Wälder, bleibt scheu und befangen stehen vor den Siegesgöttinnen und Triumphsäulen der Thore, und er möchte jeden Vorübergehenden fragen: darf auch ich hier einziehen? Wird meine Gabe hier nicht verschmäht? Ich bringe diesen Prassern, diesen ewig lächelnden Schwelgern nichts, als ein Körbchen frischer Maiglocken und kaumgeborener Veilchen. So bleibt er lange vor dem Thore stehen, weil Alles beschäftigt ist, und Niemand ihm Antwort giebt; endlich wagt er sich hinein, und gleich der Trommelwirbel der Wache jagt ihm einen entsetzlichen Schreck in die Glieder. Er wirft seinen Veilchenstrauß in's erste beste Haus hinein, und — husch! ist er wieder zum Thore hinaus. Der Veilchenstrauß aber geht von Hand zu Hand, und man lächelt sich einander zu und sagt: der Frühling ist da! Jetzt sieht man die Poesieen Göthes aufgeschlagen, und es werden in den Pensionsanstalten zum Deklamiren die Frühlingslieder gewählt. In den großen Gewölben, welche die Schätze der Malerei

und Literatur aufhäufen, werden jene farbenreichen Bilderchen, jene goldschnittgezierten Bändchen hervorgesucht, die auf ihrer bunten Fläche einen blassen Wiederschein von dem Tumult der Farben, von dem lauten, jauchzenden Concert der Töne an sich tragen, der jetzt in Wald und Flur zu herrschen beginnt. Es setzt sich die erschöpfte Salonsängerin an's Piano, und noch einmal nimmt sie ihre ganze Kraft zusammen, und trillert sich in die heimliche Süßigkeit einer Nachtigallenarie hinein. Die schweren Seidenvorhänge fliegen auf, und eine leichte, kühle Wolke von Gaçe verbirgt die Heimlichkeiten der Toilette. Die falsche Rose mit ihrer erborgten Jugend wird in die Pappschachtel zurückgelegt, und die wirkliche, thaubeperlte senkt sich in die Fülle blonder Locken. Alle zerdrückte und von dem Winter beleidigte Herzen athmen auf und füllen sich mit Leben; schwere Ueberröcke und schwere Gedanken werden zugleich abgelegt. Es schleicht das Unglück aus dem düstern Schatten der Mauern, wo es kummervolle Nächte unter Thränen hingeseufzt, hinaus vor das Thor, und wirft sich in das fri-

sche Grün, wie ein krankes Kind sich an das Herz der Mutter wirft. Die Maiglocken rühren an die abgehärmte Wange, und über die geschlossenen Augenlider zieht das ewige Blau eines reinen Himmels seine schimmernden Kreise.

Giebt der Beginn des Frühlings bei den Reichen nur Gelegenheit zu einem neuen hoffärthigen Geschwätz, ist er bei den Armen nur ein heimlicher Wunsch, unter seinen Blumen in sicherer Erde sich zu betten, so finden sich in großen Städten doch auch Einige, die den Götterboten empfangen, wie er empfangen sein möchte, ohne affektirtes Beifallgeklatsche, aber auch ohne Thränen. Es ist dies die glückliche Mittelklasse, die genug hat, um nicht stets ängstlich für den morgenden Tag sorgen zu müssen, und doch nicht genug, um den Genuß durch Genuß zu ertödten. Diesen bereitet die Sonne anspruchslose und nie endende Feste. Sie gehen jedem leisen Wechsel der Jahreszeiten nach, und indem sie sich in Wetterprophezeihungen erschöpfen, lassen sie großartige Orakelstimmen für den Landmann ertönen, der ihre, in den Mauern der Städte groß ge-

wordene, Weisheit anstaunt. Man hört sie auf geheimnißvolle Weise von den Rittern Pancratius und Servatius sprechen, und sie thun höchst vertraut mit den Siebenschläfern. In einem liebevollen Verhältniß mit dem Kalender lebend, heften sie auf dessen Angaben ein forschendes Auge, und berichtigen und ergänzen dessen Zahlen. Für diese Glücklichen giebt es am Himmel immer eine Neuigkeit, der alte, jahrtausendlange Tanz der Gestire schwingt sich für sie in immer neuen Gruppen. Sie hören mit Entzücken von dem Orion und der Cassiopeia sprechen, und die alte Leyer des Himmels stimmt für sie und ihre schmachtende Seele noch immer unendliche Akkorde an. Die Tag- und Nachtgleiche ist für sie eine schauerliche, mährchenhafte Epoche, und in der Sicherheit ihres kleinen Stübchens, bei dem Schimmer der freundlichen Lampe, denken sie mit Grausen an die Aequinoktialstürme und an ihre Verheerungen auf dem wilden Meere. Sie überrascht und entzückt der Frühling nicht, denn sie haben ihn wie einen guten Bekannten schon längst erwartet, und wissen genau, wie er

aussehen wird. Gemüthlich wandern sie vor das Thor und kehren zurück mit einem ungeheuern Strauß frischer Salatblätter, in deren Schooß sie ihre Nasen und ihre Brillen versenken, und einen großen, herzstärkenden „Zug Frühling“ thun. Diese alten Lüstlinge und späten Brautwerber der Natur, diese Männer, die mit jedem Grashalm auf Du und Du stehen, und in den Schoos jeder Rose sehen, wie man in das Auge seiner wohlgerathenen Tochter sieht, diese alten Feinschmecker des Frühlings sitzen dann im Kreis ihrer Frauen und Enkel, bekränzt, stammelnd vor Freude, und weinend wie die Kinder. All ihr irdisch Hoffen und Erwarten ist erfüllt; denn sie haben wieder den Frühling erschaut; weiter verlangen sie nichts; keine andere Spekulation haben sie gemacht, auf das Steigen und Fallen keiner anderen Papiere haben sie gewettet, als auf das Steigen der jungen Blätter und auf das Fallen der alten. Liebt sie, achtet sie, ihr hochmüthigen Lobredner des Frühlings, liebt und achtet diese, im Kreise großer Städte eingeschlossenen, alten, gemüthlichen Naturfreunde.

Zu diesen letztern gehörte auch die Dichterin Annette Zobel. Ihr kleines Haus in dem entfernten Stadtviertel, war nicht das letzte, wo der Veilchenstrauß des Frühlings auf seiner schnellen Wanderung hingelangte. Die Dichterin hatte ihren kleinen Stubengarten um einige seltene Exemplare von Traubenhyazinthen vermehrt, und war eben im Begriff die Zwiebel einer Frühtulpe in einen andern Topf umzusiedeln, als sie ihre Hand plötzlich von der eines fremden Mannes gefesselt fühlte, der diese Operation zu hindern trachtete. Befremdet blickte sie sich um, und sah einen jungen Menschen vor sich stehen, dessen dunkle, schöne Augen mit dem Ausdruck des Vorwurfs auf sie gerichtet waren.

„Was thun Schie da, Madame?" rief der junge Mann. „Schie stecke die Zwieble viel schu tief. Gebe Schie her, ich will das mache."

Er nahm den Blumentopf, klopfte die Erde heraus, mischte sie mit der Erde anderer Töpfe, und brachte die Zwiebel in den gelockerten Boden gerade nur bis zu der Tiefe, deren sie bedurfte. Dann pflückte er im Vorübergehen ei-

nige wuchernde Zweige von einer alten überwinternden Pelargonium, und steckte den Finger prüfend in die Erde eines kleinen Myrthenstäudchens, indem er dazu etwas von „zu viel Wasser" und „daß die Frauen nie gut Blumen zu pflegen verständen" vor sich hinmurmelte. Als diese momentane Beschäftigung beendet war, irrten die Augen des Jünglings von den Blumen weg, und er stand da, befangen und roth im Gesicht, denn es fiel ihm jetzt erst ein, daß die Art, wie er sich producirt hatte, nicht die passendste war. Er drehte seine Mütze in den Händen, und warf einige vorwurfsvolle Blicke auf's Pelargonium, als trage dieses einzig die Schuld des Mangels an gehörigen Ceremoniel.

„Wer sind Sie, mein Freund?" fragte die Dichterin, eine zweite Zwiebel in der Hand haltend, die ebenfalls in Erde gebracht werden sollte.

„Bitte gehursamst um Verzeihung!" stammelte der junge Schwabe. „I bin a Gärtner, un da i sah, daß Schi was Verkehrtes vorhaten, hab' i woll'n helfe. Eigentli komm i, um

Ihnen a groß Unglück zu melde, Schi zu bitte mit mi zu gehn, zu Mamsell Sempel."

„Zu Mademoiselle Sempel? Was ist denn mit ihr?"

„Schi wisse nix?"

„Ich weiß," entgegnete die Dichterin, „daß Mademoisell Sempel ihrem Glück entgegengeht, daß sie zu Macht, zu Ansehen und Ruhm gelangen wird."

„Schöne Macht, schönes Ansehen und Ruhm! Im Criminal sitzt schie."

„Im Criminal?" schrie die Dichterin, und hielt drohend die Zwiebel in die Höhe. „Junger Mann, Sie täuschen mich! Wer sind Sie? Wie kommen Sie dazu, mir solche Nachrichten zu überbringen, von denen ich kein Wort glauben kann?"

„Der Schwabe erzählte jetzt des Breiten den Verlauf der Begebenheiten, die wir schon kennen, und fügte hinzu, daß die Wittwe und ihre Pflegetochter im Verhöre wären, man wüßte eigentlich nicht, wegen welches Verbrechens. Diese Erzählung, die längste, die der Gärtner gewagt

hatte, seitdem er den Verfolgungen der Sprachkenner ausgesetzt war, brachte, nachdem erst einige dunkle Parthien durch wiederholtes Hin- und Herreden vollkommen aufgelichtet worden waren, die Dichterin in Kenntniß über das jammervolle Schicksal ihres geliebten Schützlings. Sie begriff nicht, wie sich dieser Unfall mit der Theilnahme die ihr Vetter für die Arme ihr zugesagt, reimen ließe, und noch weniger begriff sie, wie das unschuldvolle, stille Mädchen irgend etwas könne begangen haben, wodurch sie den Gerichten anheimfiel. Sie ging auf und ab, und blieb endlich vor dem Gärtner stehen, in dessen Augen sie blickte, und die sie mit Thränen angefüllt sah.

„Das ist eine wunderbare Geschichte," hub sie an. „Niemand kann in das Herz des Menschen sehen. Die Kleine schien mir eine, von derenwillen der Herr mit Lot wegen der Zerstörung Gomorra's unterhandelt haben würde, wenn sich diese alte Geschichte noch heutzutage zutragen könnte."

„Ach, kein Engel im Himmel ist unschuldiger!" rief der junge Gärtner.

Die Dichterin legte ihre Hand auf seinen Arm. „Gut," sagte sie, „gut. Das meine auch ich. Und nun kommen Sie, Herr Neuner, lassen Sie uns sehen, ob wir die Arme in ihrer Klause sprechen können."

Der Gärtner stürzte sich gleichsam auf die Hand der Dichterin, die er an seine Lippen drückte und mit seinen Thränen benetzte. „Das lohne Ihnen der Himmel!" rief er schluchzend. Er rannte zur Thüre, riß sie auf, und war schon auf dem ersten Treppenabsatz, als er die Stimme der Dame hörte, die ihm zurief: „Warten Sie doch! Ich muß erst meinen Hut aufsetzen und einen Mantel umlegen." Friedrich war mit einem Sprunge wieder im Zimmer und half der Dichterin ihre Toilette beendigen. Der Hut wurde schief aufgesetzt, der Mantel ungehörig umgehängt, Beide waren so zerstreut, daß sie hiervon nichts merkten; einige Minuten später befanden sich die Wanderer auf der Straße und gingen in den ersten Morgenstunden dem belebtern Theile der Stadt zu.

Sie schritten schweigend neben einander her,

denn Jeder war mit dem Eindruck beschäftigt, den das Wiedersehen seiner Lieben unter diesen Umständen machen werde. Die Dichterin hatte sich in ein Meer von Vermuthungen versenkt, Friedrich jedoch, der nicht unter dem Einfluß der Muse stand, sondern nur die reelle Lage der Dinge in's Auge faßte, erwachte aus seinem Trübsinn noch immer zur rechten Zeit, um die irregehende Dichterin in die rechten Straßen zu lenken. Sie überschritten die Brücke, und gelangten auf den Marktplatz, wo sich das Gebäude erhebt, das der Schrecken des leichtsinnigen, tumultuarischen Berlin's ist, und an dessen düsterem Ernst selbst die Witze Nante's wirkungslos abgleiten. Die moderne Cultur hat dieses Haus des Schreckens in helle Farben getaucht, kein mittelalterlicher Schatten ist geblieben, kein Kettengerassel, keine schwarzen Mauern, keine engen Treppen, aber dennoch — wie Lady Mackbeth's blutige, kleine Hand alle Wohlgerüche Arabiens nicht rein wuschen, so verhüllen alle bunte Farben der Cultur nicht den unheimlichen Grundton dieser Mauern. Als die Dichterin dieses

Hauses ansichtig wurde, rief sie: „Schließt mir den Tower auf; ich muß die arme Königin sprechen!“

„Warte Schie, Madame, ich geb' mein Billet ab,“ sagte der Gärtner. „I komm glei wieder.“ Er verschwand schnellfüßig im Innern des Gebäudes, während die Dichterin an einem Kupferstichladen stehen blieb.

Zweites Capitel.

Eine Gerichtsscene.

Eins der obern Verhörszimmer wurde eben leer, und mit der Gleichgültigkeit, die ein ununterbrochener Verkehr mit Verbrechen und Laster den Richtern angewöhnt, gingen diese Minosse und Rhademantusse vom Geringfügigen zum Bedeutenden, von einem kleinen Raub zum Mord, von dem Muthwillen eines Nachtschwärmers zu der fürchterlichen That des schweren Sünders

über. Es war ihnen Alles, was die Seele erschüttert und entmuthigt, was sie erhebt und entzückt, zum bloßen „Geschäft" geworden, und selten fanden diese kalten und partheilosen Gesichter es für nöthig, ihre Blicke einmal etwas fester auf dieses oder jenes Antlitz zu heften, oder den regelmäßigen Zuschnitt ihrer Mienen und Bewegungen von einem flüchtigen Interesse, das eben so schnell auftauchte als verschwand, lenken zu lassen. Für ihre starre Rechtlichkeit gab es nur eine Anzahl einregistrirter Verbrechen, und an diese Verbrechen hefteten sich zufällig Menschen. Das aufgehobene Beil des Gesetzes fiel nieder, wenn die Feder nach dem Buchstaben entschieden hatte, und von welchem Rumpfe es das Haupt trennte, wen kümmerte es sonderlich. Eine große Stadt hat so viel Leben. Ein Tropfen davon verschwindet, wer möchte sich die Mühe geben, ihm nachzulauschen, wenn der Lärm des Tages fortwährend an's Ohr tönt, und uns immer weiter treibt.

In der eben leer gewordenen Verhörstube setzten sich der Protokollführer, der Inquirent

und noch ein dritter Herr zusammen, letzterer sich in die Ecke des Zimmers zurückziehend, und scheinbar gar nicht zur Verhandlung gehörig, in einem Buche eifrig blätternd. Auf einen Zettel wurde die Nummer des Gefängnisses geschrieben, aus dem der Gerichtsdiener die Vorgeladenen hinaufführte. Die Thüre öffnete sich, und die Wittwe Sempel erschien. Es ist schwer, den Ausdruck zu beschreiben, den diese würdige, vom Schicksal so bitter verfolgte Dame in ihr Gesicht zu legen gewußt hatte. Es war eine hohe, sogar an's Erhabene streifende Resignation, eine unverkennbare Würde, die nur etwas zu stark in der aufgeworfenen Unterlippe und dem stolz emporgehobenen Kinne aufgetragen war. Auch schadete der Miene beleidigter Unschuld das dunkelrothe Colorit, welches unglücklicher Weise entstanden war, indem sich die Inquisitin kurz vor ihrer Hinaufberufung einem heftigen Thränengusse überlassen hatte. Aber Frau Sempel war zu stolz, um nur noch eine dieser Thränen zu zeigen, die in der Einsamkeit ihrer unwürdigen Zelle geflossen waren. Jetzt, vor ihren Richtern, die sie nicht

anerkannte, und die sie für ihre Feinde und Verfolger erklärte, stand sie in der Haltung einer Königin, den einen Fuß vor, die Arme auf der Brust, oder vielmehr auf dem Leib, gekreuzt.

„Artig, Frau!“ flüsterte der Gefangenwärter. „Man steht hier nicht so.“

Frau Sempel, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, warf ihm einen verachtenden Blick zu, und blieb in ihrer Stellung.

Der Inquirent schien überrascht zu sein, als er ein etwas ungewöhnliches Gesicht jenseit der grünen Schranken sah, doch, sogleich sich besinnend, unterdrückte er ein Gähnen, und flüsterte dann zu dem neben ihm sitzenden Protokollführer: „Frau Sempel, Gastwirthin — Geldverfälschung — langwierige Sache! — Wollt', es wäre abgethan! Hm!“ Dann rief er laut: „Nun, Frau — Sie wissen um alle Punkte der Anklage? Weigern Sie noch immer das Eingeständniß?“

„Und werde es weigern, Herr Criminell,“ rief die Wittwe voll Pathos, „so lange noch ein Athem in dieser Brust ist.“

Der Inquirent warf einen flüchtigen Blick

auf die bezeichnete Brust, und da es ihm vorkam, als sei noch eine überflüssige Menge Athem in derselben, sagte er nichts als: „Hm! hm!"

Die Wittwe trat vor, und die eine Hand auf die Schranken legend, gebrauchte sie die andere, um mit einer leisen Bewegung die Schulter ihres Richters zu berühren. „Mein Herr, Sie werden mir erlauben, nur in wenigen Worten meine Vertheidigung zu führen. Ich heiße Katharina Sempel, mein Herr. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich im Dienste der Gemahlin des Generals von Derburg stand, daß ich daselbst den Koch ehelichte —"

„Bereits bekannt! Hm!" fiel der Inquirent ein, und corrigirte eine alte Feder.

„Dann werden Sie sich erinnern, Herr Criminell," fuhr die Wittwe fort, „daß ich später meinen Mann verlor. Es war ein Mann, wie es deren wenige giebt, Herr Criminell. Sie werden mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich ihn sehr zärtlich liebte."

„Die Federn werden immer schlechter," bemerkte der Inquirent zum Protokollführer.

„Wir werden uns doch am Ende entschließen müssen, Stahlfedern einzuführen,“ entgegnete dieser.

„Die Trauer einer Wittwe,“ fuhr Frau Sempel fort, „kann nur der beurtheilen, der selbst eine Wittwe war.“

„Unsinn! Hm!“ —

„Mein einziger Trost war, daß ich in müßigen Stunden ein kleines Talent, das ich besaß, ausbildete. Es war dies die Schönschreibekunst.“

„Herr Lint, lesen Sie in den Akten die Aussage des Herrn Schreibekünstlers Tamerlan Jacquemar nach.“

Der Protokollführer las mit eintöniger Stimme: „Die Gastwirthin, Frau Katharina Sempel, kam zu mir (hier folgte das Datum und die Stunde des ersten Besuchs der Wittwe im Schreibecomptoir des Künstlers), angeblich, um ihre Handschrift zu verbessern. Ich merkte sogleich, daß besagte Handschrift ein Monstrum von Ueberkünstelung war, und ich äußerte solches damals in Gegenwart meiner sämmtlichen Schüler. Dennoch nahm ich die Frau Sempel auf

meine unterste Schulbank, denn ich wollte, daß sie von vorne und gleichsam mit der Kindheit wieder anfangen sollte. Statt dessen aber blieb sie bei ihrer gräulichen und frevelhaften Verkünstelung, malte so feine Strichelchen, daß man sie kaum mit unbewehrtem Auge sehen konnte, und als ich ihr diese Unart verwies, rühmte sie sich, wenn es darauf ankäme, sogar einen Bankzettel nachmachen zu wollen. Ich entgegnete —"

„Genug. Hm! Was haben Sie darauf zu sagen?"

„Was ich schon oft gesagt habe, Herr Criminell, Verläumdung! Herr Jacquemar ist ungehalten, daß eine Schülerin, wie ich, seine Schreibestube so bald wieder verließ. Den Bankzettel führte ich nur an, weil ich mich vermaß, sogar diese feinen Striche nachzumachen. Dieser Stolz, Herr Criminell," fügte die Wittwe mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „ist das Einzige, dessen ich mich anklage."

„Oeffnen Sie das Fenster, Lint. Wenn es so fortgeht, werden wir bald sehr warme Tage haben. Hm! hm! Die falschen Fünfthalerscheine,

die man in Ihrem Tischschubfach gefunden hat, wie ist's denn mit denen, Frau?"

„Wie die hineingekommen, Herr Criminell, weiß ich bei Gott nicht."

„Dann die Annahme des Kindes vor zehn Jahren? Dieses Kind gehörte einer Bande Geldfälscher. Hm, hm."

„Ach, Herr Criminell, es gehörte eben so wenig dazu, wie ich dazu gehörte. Die arme, unschuldige Kleine!"

Hier führte Frau Sempel das Tuch an die Augen, und erschreckte dadurch beide Herren, denn sie wußten, daß die Wittwe drei Perioden ihres Gemüthszustandes regelmäßig in jedem Verhör merkbar werden ließ. Zuerst war es der Stolz, diesem folgte die rührende Periode, und zuletzt der Zustand des Stumpfsinns, wenn das Verhör zu lange dauerte. Die Wittwe war jetzt im Begriff, in die Sentimentalität überzugehen, und Protokollführer und Inquirent zeigten jetzt eine ungewöhnliche Hast, das Verhör zu beendigen.

„Schreiben Sie," rief der Letztere. Fortwährendes Läugnen! Wozu sollen wir uns noch

länger aufhalten? Klimms, führen Sie die Frau ab, und bringen Sie die Mitgefangene herauf."

Was die Entfernung der Wittwe betraf, so war dies nicht so bald geschehen. Frau Sempel brachte eine gewisse Feierlichkeit in ihr Auftreten, wie in ihre Abgänge. Der plötzliche Befehl, daß sie das Verhörzimmer verlassen solle, ließ sie ihre Kräfte zusammennehmen, sie trat noch einmal dicht vor die Schranken, und ihre Rechte mit einem leisen, aber bedeutsamen Druck auf den Arm des Inquirenten legend, sagte sie: „Herr Criminell, ich gehe jetzt, aber ich verspreche Ihnen nochmals, daß ich dieses Haus nicht anders, als im Triumph verlassen werde. Ich bin unschuldig, und ich verlange eine glänzende Genugthuung!"

Als die Wittwe diese Worte, die von ihrem unerschütterlichen Muthe und ihrer Energie ein so vortheilhaftes Zeugniß ablegten, gesprochen hatte, wandte sie sich zur Thür, um dem Diener zu folgen; doch in diesem Augenblicke zeigte sich die gebeugte Gestalt Dianens. Das unglückliche Mädchen, kaum die Pflegerin ihrer Jugend ge-

während, stürzte sich in ihre Arme, und vergoß einen Strom von Thränen. Es bildete diese Umarmung eine rührende Gruppe, und in dem engen Raume des Verhörzimmers herrschte eine ehrende Stille, aber sie herrschte nicht lange. Der Richter gab das wiederholte Zeichen, die Wittwe wurde trotz ihrer Weigerungen und stolzen Stellungen abgeführt, und Diane sank auf einen Stuhl, den man ihr hinstellte, ein Zeichen von Aufmerksamkeit, das die Gastwirthin nicht hatte erlangen können, das man jedoch der Jugend und Schönheit nicht versagen zu dürfen glaubte. Der Mann mit dem Buche fing jetzt an, über dasselbe hinüberzusehen, und sein Blick begegnete Dianens Augen, als sie diese zum erstenmal schüchtern emporschlug, um ihre Umgebung zu mustern. Diese Blicke machten, daß eine heftige Röthe die Wangen des Mädchens übergoß, und daß ihre Augen wieder den Boden suchten.

Das Verhör nahm seinen Anfang; es war nur wenig verschieden von dem vorhergehenden. Diane wurde darin beschuldigt, vor zehn Jahren

ihrem Vater, welcher der Häuptling einer Geld-fälscherbande gewesen, entlaufen zu sein, noch in Verbindung mit einigen Mitgliedern der Bande zu stehen, und endlich mit Frau Sempel zusammen und unter deren Anleitung falsche Ein- und Fünfthalerscheine verbreitet zu haben. Auch in ihrem Gewahrsam hatte man diese betrügerischen Zettel gefunden. Die Aussagen des Banquier Rusbruck und des Apothekers Sauer lauteten beide nicht zu Gunsten der Inquisitin, wenn sie auch nicht gerade den Beweis der Schuld lieferten, verwirrten sie doch den Bestand der Dinge und warfen neue Zweifel auf die Angeschuldigten. Der Banquier hatte von dem unrecht bestellten Briefe nichts wissen wollen, der Apotheker gab an, daß er an dem Tage, wo Diane ihn verlassen, seine silberne Tabacksdose eingebüßt habe, und daß es ihm nicht unwahrscheinlich dünke, das Bettelmädchen, das er auf der Landstraße umherirrend gefunden, habe ihm diesen Streich gespielt. Der Graf Derburg hatte nicht vernommen werden können, weil die Gastwirthin sowohl, wie Diane, sich hartnäckig weigerten, ihn

zu nennen. Dieser Umstand, so wie die mangelnden Nachrichten über die eigentliche Herkunft des Mädchens, ihre beabsichtigte Flucht, der schnelle Wechsel ihres Verbleibs, Alles hielt den Verdacht rege und machte es dem Vertheidiger unmöglich, in seiner Eingabe zu einem befriedigenden Schluß zu kommen. Er bezog sich nur immer wieder auf die Jugend, Schönheit und Unschuld der Inquisitin und auf den Ruf von Ehrenhaftigkeit, dessen sich die Wittwe von allen ihren Nachbarn in einem Zeitraum vieler Jahre zu erfreuen hatte; aber diese Gründe hatten nur wenig Gewicht.

Der Herr mit dem Buche trat jetzt an die Schranken, und zwar dicht an die Stelle hin, wo Diane stand. Er benutzte die Gelegenheit, wo der Inquirent und der Protokollführer beschäftigt waren, um seine Rechte auf die kleine Hand Dianens zu legen, die sich auf die Brüstung stützte. Sie zog die Hand weg und schwankte, einer Ohnmacht nahe, zu ihrem Platze zurück. Eine Weile that der Inquirent seine Fragen vergeblich, und der Schreiber hatte eben so wenig

zu schreiben, da er unmöglich Seufzer protokolliren konnte.

„Erlauben Sie, meine Herren," hub der Mann mit dem Buche an, „daß ich diesem jungen Mädchen besonders in's Gewissen rede, sie bedarf dessen."

„Ganz, wie Sie wünschen, Herr Rath."

Der Genannte öffnete die Schranken und trat hervor. Er näherte sich Diane, und indem er sich über sie beugte, flüsterte er ihr ins Ohr: „Fassen Sie Muth, mein Kind, ich werde mich Ihrer Sache annehmen."

Diane zitterte heftig, eine Bläße, fahl und abschreckend, wie die Farbe des Todes, bedeckte ihre Wangen. Ihre Augen waren gesenkt, aber es schien, als seien sie geschlossen; die zusammengepreßten Lippen waren farblos, und ein Zug unendlichen Leidens, eines Kummers, der die Kräfte der gemarterten Seele zu übersteigen schien, lag auf der Stirne, die ein kalter Thau bedeckte. So saß sie starr da, und nicht das kleinste Zucken verrieth, daß sie ihre kalte Hand dem Manne, der sie hielt, hätte ent-

ziehen wollen. Aber als sie jetzt die Blicke aufrichtete und das gefürchtete Antlitz so nahe sah, zuckte sie lautlos zusammen, und ihr Haupt fiel wie gebrochen auf die Stuhllehne.

„Sie ist ohnmächtig," sagte der Rath, indem er sich langsam aufrichtete und in die Schranken zurückkehrte.

„Ach, die Weiber!" brummte der Inquirent, indem er die Klingel zog. „Wie viel Noth sie Einem machen! Klimms, sehen Sie einmal nach, ob nicht im Vorsaal eine der Wärterinnen zu finden ist. Das junge Mädchen da liegt in Ohnmacht."

Der Gerichtsdiener heftete einen schlauen, schmunzelnden Blick auf Diane, und flüsterte, daß es wohl nichts, als Possenspiel und Trug sei, dennoch entfernte er sich, dem Befehle gemäß, und kam bald mit einer jener Frauen zurück, deren gleichgültige Miene und stumpfes Aeußere anzeigte, wie ihr der Anblick von Ohnmachten und Thränen etwas völlig Alltägliches sei. Kaum hatten ihre Hände Dianens Leib berührt, als diese erwachte und mit einem heftigen Sprunge

in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers eilte, indem sie laut kreischte: „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Um Gotteswillen, ich sterbe!“

Gleich darauf starrte sie die Wärterin an, und schien jetzt wie aus einem Traume zu erwachen. Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, und wankte auf die Schranke zu.

„Fassen Sie sich!“ ermahnte der Rath, und gab der alten Frau einen Wink, sich zu entfernen. „Wir wollen Ihnen nichts zu Leide thun, Mademoiselle. Sagen Sie uns nur die Wahrheit.“

Diane faltete die Hände und sah bittend über die Brustwehr hinüber. „Ach, meine Herren,“ rief sie mit von Thränen halberstickter Stimme, „ich weiß nicht, wer diejenigen sind, die mich verfolgen, ich ahne nicht den Grund, warum sie mir so bitteres Leid zufügen, mir, der ich sie nicht beleidigt habe. Ach, ich weiß nichts anderes zu sagen, als daß ich Gott bitte, er möge meinen Feinden vergeben!“

Sie schwieg, und diese erschütternden Töne, die aus dem reinen Busen der gequälten Un-

schuld herauftönten, schienen leise in der Stille des Zimmers nachzuklingen, Niemand wagte diese Pause zu stören. Es lag eine Gewalt in dieser rührenden Bitte, die ihre Wirkung selbst auf die gestählten Nerven der Männer des Gesetzes nicht verfehlte.

Der Inquirent zuckte die Achseln, und legte die Feder hin, er sah den Criminalrath an, und dieser heftete seine Blicke auf den Protokollführer, der seinerseits wieder den Inquirenten anblickte.

„Hm! Wir kommen zu nichts. Abgeschmackte Geschichte! — Weibervolk! Hm! — Klimms, führen Sie Nummero 19 wieder zurück!"

„Mit Verlaub," fuhr Klimms auf. „Es haben sich unten etwelche Individuen gemeldet, die Frau Sempel und ihre Pflegetochter sprechen wollen."

„Kann geschehen. Bringen Sie die beiden Inquisitinnen ins Gitterzimmer, und bleiben Sie bei der Zusammenkunft gegenwärtig. Ich komme später selbst herab."

Als Diane sich entfernt hatte, griff der Rath

nach Hut und Stock, und, indem er eine höfliche Verbeugung den beiden fungirenden Gerichtsbeamten machte, verließ auch er das Zimmer, zum großen Verdruß des Inquirenten, der ihm die Frage vorgelegt hatte, wie lange diese Verhöre noch danern sollten, worauf jedoch keine Antwort erfolgt war. Er blieb daher allein mit seinem Unmuth und seinen geschnittenen Federn, denn der Protokollist hatte sich ebenfalls entfernt, um auf der Straße frische Luft zu schöpfen.

Unterdessen füllte sich das Zimmer mit neuen Gefangenen, und wiederum hob ein Verhör an, und es ging zu Ende, und es folgte ein neues, und immer wieder kamen neue Gesichter, neue Mienen, neue Redeweisen, aber es waren immer die alten sechstausendjährigen Uebelstände der Menschheit, die ewig alte und ewig neue Lüge, die Sünde Adams in seinen spätesten Enkeln. —

Drittes Capitel.

Das Gespräch durchs Gitter.

Ein langes, schmales Gemach, durch eine Zwischenwand, die ein halbrundes Gitter einschloß, in zwei nngleiche Theile abgeschnitten, enthielt auf der Seite, die sich dem freien Verkehr der Straße öffnete, dasjenige Zimmer, wo die Angehörigen und Besuchenden der Gefangenen Einlaß erhielten. Der Raum war diesmal ziemlich gefüllt und an den Wänden hin saßen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die Bekannte und Freunde der Gastwirthin und ihrer Pflegetochter. Den Platz zunächst dem Gitter, als der Ehrenplatz, nahm die Dichterin ein, ihr gegenüber sah man die stattliche Ründung eines, in eine rothe prunkende Weste gehüllten Oberleibes. Diese feurige Farbe, die

aus dem dunkeln Winkel hervorleuchtete, machte, daß man das Auge öfters dahin richtete, als die Persönlichkeit des Herrn Pädus es ohne rothe Weste gethan haben würde. Neben dem Bierbrauer saß Herr Weinhold, bleich und zusammengebeugt, wie immer, und seine Nachbarin, die arme Lene, die in Thränen sich auflöste, wenig beachtend. Zur Seite der Magd war der Stuhl leer, der für Friedrich bestimmt war. Der junge Gärtner stand tief im Hintergrunde des Zimmers, abgewendet, denn er konnte sich nicht überwinden, hinzusehen, wenn seine arme Freundin, mit Schmach und Qual überladen, jenseits des Gitters erscheinen würde. Was alle andern bewegte, aber doch von ihnen mit Fassung erwartet wurde, brach ihm das Herz.

Endlich ging die Thüre des äußern Zimmers auf; alles eilte an's Gitter; aber — nur um das lächelnde Gesicht Klimms zu sehen, der statt der Erwarteten kam, sich behaglich auf eine niedrige Bank setzte, und in das Berliner Intelligenzblatt vertiefte. Aber nochmals öffnete sich die Thür, und jetzt erschien Frau Sempel,

und hinter ihr kam Diane. Die Freunde standen auf, und indem sie einen stillen respectvollen Gruß hinüber sendeten, ließ sich ein kurzes Gemurmel von beiden Seiten her hören. Die Wittwe übersah die Häupter ihrer Lieben, und sie vermißte mit großer Befriedigung keines darunter. Mit dem Tuch vor den Augen schritt sie vor und machte einen vergeblichen Versuch, einen Finger durchs Gitter zu zwängen, damit er von ihren Freunden, und besonders vom gefühlvollen Bierbrauer erhascht würde. Sie begnügte sich daher, ihnen nochmals zuzuwinken, und mißbilligend die treue Magd anzurufen, damit diese ihre heulende Wehklage einstelle, die wie ein Refrain zu den Worten der Uebrigen sich jedesmal einstellte.

„Herr Pädus," hob die Wittwe an, „Sie sehen mich hier an einem Platze, wo ich nicht hin gehöre."

Der Bierbrauer nickte, mit großer Ehrfurcht bejahend, und lehnte sich an's Gitter, so, daß die Ringe desselben sich in seine fleischigen Wangen und auf seine Stirn abdruckten. Ein glei=

ches Schicksal wiederfuhr der Magd Frau Sempels, denn beide wollten ihre Gebieterin keinen Augenblick aus dem Gesichte lassen.

„Herr Weinhold," setzte die Wittwe ihre Rede fort, „auch Sie sehen mich an einem Platze, wo ich nicht hin gehöre."

Der Kandidat neigte ebenfalls betrübt sein Haupt.

„Aber ich sage Ihnen beiden, meine Herren!" rief die feurige Stimme der Gastwirthin, „daß ich dieses Haus nur verlassen werde, wenn mich die Menge auf den Schultern hinausträgt. Ich sage Ihnen, nicht anders gehe ich aus diesen Mauern, und sollte ich hier sterben. Daßelbe habe ich noch heute oben erklärt, und ich will mein Wort halten. Lene, höre auf zu jammern!"

„Ich werde Sie auf meinen Schultern hinaustragen!" rief der Bierbrauer.

„Das ist nicht genug, Herr Pädus. Nicht Sie allein, ganz Berlin soll eine arme, unschuldige, gekränkte Frau im Triumph aus dem Ge-

fängniß tragen. Ich will dieses erleben oder sterben."

Der Kandidat sprach einige Worte des Trostes, dann ließ er den Bierbrauer in einem ungestörten Tête-à-tête mit der Wittwe, und trat zu der andern Gruppe, wo die Dichterin und Friedrich die leisen Fragen und Worte Dianens beantworteten. Als Diane ihn bemerkte, begrüßte sie ihren Freund mit einem dankbaren Lächeln, und als seine milden Tröstungen ihr Ohr erreichten, erblühte zum erstenmal wieder ein leichtes Roth auf ihren Wangen.

„Meine Tochter," sagte die Dichterin, „vor allen Dingen muß ich Dir den Vorwurf machen, daß Du mich nicht früher von Deinem Mißgeschick in Kenntniß gesetzt hast. Ich habe über wenig Mittel, Dir zu helfen, zu gebieten, allein ich hätte diese wenigen schon längst in Anwendung gebracht. Mein Kind, Du kannst Dich nicht entschuldigen, Du wußtest, wo mein Häuschen zu finden ist, und an Boten, die Du senden konntest, hat es Dir auch nicht gefehlt."

Diese letzte Aeußerung des Fräuleins bezog

Friedrich sofort als eine Ehrenkränkung auf sich, entschuldigte sich, daß er nicht früher habe kommen können, weil man auch ihn gefangen gehalten habe, und Diane bestätigte dieses, die näheren Umstände von Friedrichs Verhaftung auseinander setzend.

„Das ist etwas anders," rief Annette Zobel, indem sie dem Gärtner begütigend die Hand reichte. „Ich habe da Abbitte zu thun. Allein, laßt uns keine Zeit verlieren, Freunde, laßt uns darauf denken, wie wir nützlich und thätig zur Befreiung unserer armen Gefangenen sein können." —

„Ja, daran laßt uns denken," sagte der Kandidat.

„Ich habe einen Verwandten," fuhr die Dichterin fort, „einen berühmten Rechtsgelehrten. Er hat zwar nie einen meiner Romane gelesen, allein ich grolle ihm deswegen nicht. Zu ihm will ich unverzüglich eilen. Er ist mit Deinem Schicksal nicht ganz unbekannt, mein armes Kind, und kann Jemand helfen, so ist es mein theurer und gelehrter Vetter Lobmeyer."

Die Nennung dieses Namens machte, daß Diane erbebte, und Friedrich mit dem Fuße stampfte. Die Dichterin sah verwundert und fragend ihre Freunde an. „Teufel!“ rief der Gärtner, „dies sakrisch Büble ist gerade der Ankläger! Von ihm kümmt des Unglück. O, ich möchte ihn zu Brei stoße, wenn i ihn hätte!“

Das Fräulein entfärbte sich bei den Verwünschungen, die gegen ihren achtbaren Vetter ausgestoßen wurden. Der Kandidat bestätigte die Aussage des Gärtners, es konnte also kein Zweifel über die Thatsache herrschen. Einige Minuten lang war die Dichterin völlig der Sprache beraubt, sie schwankte zwischen den schwärzesten Vorstellungen von dem Charakter ihres Vetters und der Möglichkeit, daß alles nur Mißverständniß und Verwirrung sein könnte.

Mittlerweile sah Klimms auf und gab zu verstehen, daß die halbe Stunde, die zur Unterredung gestattet worden, bald verflossen sei.

„So müssen wir anderswo Hülfe suchen!“ sprach die Dichterin vor sich hin — und sich nah ans Gitter drängend, flüsterte sie ihrer jun-

gen Freundin zu: „Weiß der Graf um Dein Schicksal, Kind?"

Der Name des Geliebten entlockte neue Thränen den Augen Dianens. Sie schüttelte mit dem Kopfe und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„So soll er's erfahren," sagte die Dichterin leise. „Die Vornehmen und Reichen haben einflußreiche Verbindungen; sie haben lange Arme, wie man zu sagen pflegt."

„Wenn Sie mich lieben, theures Fräulein," flüsterte Diane, „so lassen Sie den Grafen nichts von meinem Schicksale wissen."

„Aber weshalb nicht, Kind?"

„Es ist nutzlos, und ich — ich will es nicht. Geben Sie mir das feste Versprechen, daß Sie schweigen wollen."

„Das finde ich nicht recht. Er nahm sich Deiner an, als Dich die böse Welt von sich stieß, er wird sich Deiner annehmen jetzt, da sie Dich aufs neue verfolgt. Wie gesagt, die Vornehmen und Reichen haben lange Arme."

„Ich kann nichts weiter, als Sie bitten,

theure Freundin — es nicht zu thun," rief Diane.

Der Titel Freundin, übte auf die alte Dichterin einen unbeschreiblichen Zauber aus, besonders, wenn Diane sie so nannte, denn sie liebte dieses Mädchen grenzenlos, und viel mehr, als sie sichs selbst gestehen mochte. „Nun, wir wollen sehen!" erwiderte sie, indem sie in die schönen, feuchten Augen ihres Schützlings blickte; aber Diane, unbefriedigt mit diesem „Wir wollen sehen," forderte nochmals ein Versprechen, und die Dichterin gab es in Eile, da keine Zeit war zu weitern Erörterungen, indem der Wächter ein lautschallendes Zeichen gab, daß die halbe Stunde verflossen sei. Herr Pädus zog sein, mit dem vollständigsten Abdruck des Drathgitters verziertes Gesicht zurück, nachdem er nochmals einen vergeblichen Versuch gemacht, seinen kleinen Finger mit dem Ringfinger der Wittwe in Berührnug zu bringen. Lene ließ zum letzten Male ein lang schallendes Geheul hören.

„Noch Eins, Herr Pädus," rief die Gastwirthin, indem sie ihre Stimme zu einem kaum

hörbaren Geflüster herabstimmte, und der Magd winkte, zu schweigen, „man glaubt doch nicht in unserer Gegend, daß ich wegen — sitze?" Die Wittwe sprach das gehässige Wort „Diebstahl" nicht aus. Ihr fein fühlender Freund errieth sie und mit einem unwilligen Stirnerunzeln entgegnete er: „Davon kein Wort, Frau Nachbarin! Ich wollte Niemaudem rathen, sich im Traume einfallen zu lassen, daß meine Frau Gevatterin wegen solcher Unehre in Verdacht sei. Im Gegentheil, ich habe in Schwung gebracht, daß Sie, theure Freundin, wegen eines politischen Verbrechens sitzen. Das ist nobel. Da rechnet sich Mancher das Sitzen für eine Ehre an."

Die Wittwe war vollkommen beruhigt, sie fühlte, daß es ihrer Ehre keinen Eintrag that, wenn man sie für politisch mißvergnügt hielt.

Die Freunde verließen das Gefängniß in sehr verschiedenen Stimmungen. In der Stadtgegend, wo Frau Sempels und ihrer Pflegetochter Verhaftnehmung statt gefunden, war dies eine sehr wichtige, und vielfacher Deutung ausgesetzte Begebenheit. Herr Pädus Behauptung, daß

sämmtliche Nachbaren von der Unschuld der Gefangenen überzeugt seien, war daher auf Nichts gegründet. Die Gastwirthin hatte als eine wohlhabende, und vom Glück begünstigte Frau ihre Neider so gut, wie jede Größe des Jahrhunderts. Ihre vielfachen Heimlichkeiten, zu denen besonders ihr Verkehr mit dem Schreibmeister, gehörte, waren selbst so aufrichtigen Freunden, wie der Bierbrauer und der Kandidat es waren, auffällig gewesen. Daß sie, mit der einst verfolgten, und in den öffentlichen Blättern namhaft gemachten Geldfälscherbande in Zusammenhang gestanden, war ein Verdacht, der leicht entstehen konnte, und vieles für sich hatte. Noch mehr konnte die anklagende Stimme auf dem Mädchen haften, was die Wittwe ins Haus nahm, und mit dem sie, wie es sich jetzt auswies, in durchaus keinen verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Es war demnach ein Leichtes die Verdächtigung auszusprechen, und das gerichtliche Verfahren einzuleiten, ein Geschäft, das der Advokat, so wie er von seiner Reise nach Schloß Windeck heimgekehrt war, sogleich und

mit dem besten Erfolg ins Werk richtete. Herr Pädus war deshalb, als er die große Sicherheit der Wittwe und ihr Vertrauen auf den glänzenden Triumph vernahm, sehr kleinlaut geworden, und verließ das Haus bekümmerter, als er gekommen war. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit dem Kandidaten. Die trübe Weltansicht, die in dem jungen Manne lebte, sog aus jedem Beispiel der Ungerechtigkeit, das ihm in den Weg trat, neue Nahrung ein. Er schlich trübselig nach Hause, indem er jeder Begleitung auswich. Friedrich wandte sich trotzig ab, sowohl von Einem, als dem Andern, er wandelte die Straße hin, und hatte keinen Verbleib mehr, denn nach diesem unglücklichen Ereigniß war er auf eigenes Nachsuchen vom Kunstgärtner entlassen worden. Die Gegend war ihm verhaßt, sein lieber Garten ihm auf immer verleidet. Er wollte fort in die weite Welt, doch nicht eher, als bis Dianens Schicksal sich entschieden hatte. Die Dichterin lenkte ihre Schritte sofort zu der Wohnung ihres Vetters.

Während des Gehens hatte sich bei ihr eine

leise Ahnung entwickelt, es könne mit der Ehrlichkeit ihres gelehrten Verwandten doch nicht mit so ganz rechten Dingen zugehen, und, als sie jetzt das Haus des Advokaten erblickte, hob sie ihre in schwarze Handschuhe gehüllte Hände drohend auf, indem sie rief: „Barnabas, Barnabas! Wenn ich Dich auf einem fahlen Pferde ertappe! Nimm Dich in Acht, gottloser Pair! ehrvergeßner Vetter! —"

Viertes Capitel.

Der Kampf, den eine Dichterin mit einem Weltmanne besteht.

Der Advokat, als seine Cousine Einlaß begehrte, war eben beschäftigt, die Berechnung seines Gewinnstes anzustellen, und zugleich die Reisekosten zu summiren. Sie fielen bedeutender aus, als er gefürchtet hatte, und dies war schon genug, seine gute Laune zu trüben. Er

faßte den Plan, dieses verlorene Geld auf eine möglichst schnelle Weise wieder einzubringen. Er dachte anfangs daran, den Schreiber zu entlassen, um selbst dessen Geschäfte zu übernehmen, allein er verwarf diesen Gedanken alsbald, denn abgesehen davon, daß dieser genügsame, abgehärmte Jüngling mit dem magersten Lohne sich begnügte, war es auch nothwendig, für die Aufrechthaltung der Würde des Prinzipals, daß dieser nicht selbst mit den Höckerinnen und Lastträgern unterhandelte und ihre besudelten Pfennige einsammle. An seiner eignen Lebensweise wollte der Advokat nichts ändern, es blieb also nichts anderes übrig, als darauf zu denken, den Vater auf noch schmalere Kost zu setzen. „Dieser alte Mann,“ sagt Herr Lobmeyer zu sich, „hat einen so gesunden Appetit, daß er im Stande wäre, mich, mein Haus und meine Einkünfte zu verschlingen. Es ist etwas Erstaunliches, welche Ader von Verschwendung in ihm steckt. Er vergeudet alles, und am liebsten fremdes Gut. Hab ich nicht noch gestern, als ich in seiner Abwesenheit sein Zimmer durchsuchte, eine Weinflasche

gefunden, zwar leer, allein der Geruch bekundete, daß sie noch vor Kurzem gefüllt gewesen sein mußte, gefüllt mit meinem Weine. Ha, dieser Alte bestiehlt mich — mich, seinen Wohlthäter, seinen Sohn! Ich werde keine Nacht mehr ruhig schlafen können, so lang ich diesen Verschwender unter meinem Dache habe! Doch nur Geduld, es ist ja nicht nöthig, daß ich ihn unter meinem Dache habe! Las ich nicht gestern im Intelligenzblatte ein Anerbieten, das gerade für mich paßt? — Hier ist's. — Ein Mann, der mit einer unheilbaren Krankheit behaftet ist, sucht einen Krankenwärter, der bei ihm wachen und in jeder Stunde des Tages und der Nacht um ihn beschäftigt sein könne, das gebotene Honorar ist ansehnlich; die näheren Bedingungen nennt das Intelligenz-Comptoir! Schön! Ich will doch die Adresse in meine Schreibtafel bemerken."

Bis hierher war der Sohn gekommen, als er von demjenigen unterbrochen wurde, mit dessen Zukunft er eben sich beschäftigte. Der Alte schaute freundlich herein, und meldete, daß die Cousine vorgelassen zu werden wünsche.

„Was will sie?“ fuhr Herr Lobmeyer auf, erschreckt durch das Gesicht seines Vaters. „Ich sagte Dir doch, daß ich für Niemand zu Hause sei.“

„Nun, sie ist ja auch so gut wie Niemand,“ sagte der Alte gutmüthig. „Was wird sie wollen? ein Paar freundliche Worte mit Dir plaudern.“

„Betteln wird sie!“ rief der Advokat. „Ich kenne das. Jetzt, da sie weiß, daß man bei mir zu Mittag gebeten werden kann, findet sie es einträglich, Besuche bei mir zu machen. Geh' hinunter, und sage, daß ich nicht zu Hause sei.“

„Da ist sie schon!“ rief der Alte, und die Dichterin trat in das Schreibezimmer ihres Vetters, der ungeduldig aufflog, sich in ein Kabinet flüchtete, wo er den durchlöcherten Kittel, den er mit dem Titel eines Schlafrocks benahmte, abwarf, und in einem passendern Anzuge erschien.

„Oh — sehr erfreut, Dich zu sehen, theure Cousine. Wie wohl und gesund Du aussiehst! Ja, Deines Gleichen ist immer gesund.“

„Nein, Barnabas, ich bin nicht immer ge-

sund. Ich habe Tage, wo ich hinfällig und sterbend bin, Nächte, wo der Schmerz an meinem Gebein rüttelt, und ich mir sage: Mit Dir ist es bald aus."

Der Advokat murmelte vor sich hin: „Wollte Gott, sie spräche wahr!" Laut fügte er hinzu: „Papperlapapp! Das sind Grillen, die alle Bücherschreiber und Schreiberinnen haben. Sie wollen uns damit Achtung für ihr Handwerk abnöthigen, wir sollen eine gewisse Scheu vor Ihnen empfinden, wie vor Wesen, an denen unsre gemeine Tagelöhnernatur gar nicht heranreicht. Wir arbeiten im Schweiße unseres Angesichts, wir reiben unsern Körper und unsere Seele wund im Gewühl des Markts, in dem Conflikt mit dem wirklichen Elend und dem wirklichen Laster, indessen sie sich gemächlich auf das Sopha strekken, und sich hübsch erträumen, was zu erleben, sie zu bequem sind, und das Gefasel verkaufen sie uns dann als das Höchste und Erhabenste, was Gott und die Welt bietet."

„Barnabas, hiervon verstehst Du nichts."

„Ja, ja, ich versteh nichts hiervon. Da

hast Du Recht, Cousine, allein ich weiß, daß diese genialen Creaturen manchesmal kein Stück Brod in der Tasche haben, und daß sie dann in Versuchung gerathen, die Taschen ihres Nebenmenschen auszuleeren."

Die Dichterin war empört über diesen gemeinen Angriff, aber sie gedachte ihres Schützlings, bezwang sich, und sagte ruhig: „Das ist wohl möglich, Vetter. Indessen, ich habe Deine Tasche noch nie ausgeleert, und denke, es auch in Zukunft nicht zu thun."

„Wenn Du meine unschuldigen, kleinen Sticheleien mißverstehen willst, Cousine, so steht es Dir frei," sagte Herr Lobmeyer, mit einem sehr angenehmen Gefühl, das ihm die Ueberzeugung gab, seine Verwandte empfindlich gekränkt zu haben. —

„Ich komme," hob Fräulein Zobel wieder an, „Dich zu fragen, was doch aus jenem jungen, unglücklichen Mädchen geworden ist, das ich Dir so warm empfahl, und welches Du in Deinen Schutz aufnahmst?"

Diese plötzliche Frage hatte der Advokat

nicht erwartet, sie machte ihn befangen, indem sie die neuesten Ereignisse lebhaft vor seine Seele drängte. Er blickte erstaunt und befremdet die Dichterin an, als wolle er in ihren Zügen forschen, ob sie gekommen sei, ihm ein unvorhergesehenes, plötzliches Unglück zu verkünden. Unwillkührlich fuhr seine Hand zur Tasche, und er überzeugte sich, der Brief, den er gestern aus der Gegend von Schloß Windeck erhalten, stecke noch am Platze. In diesem Briefe meldete ihm der befreundete Arzt, die vollzogene Vermählung der jungen Gräfin. Mit dieser Freudenbotschaft waren die quälenden Besorgnisse unseres Mannes über Simeons Verschwinden, beseitigt, denn welche Gefahr konnte jetzt noch eine Anklage bringen? Zugleich ging Dianens Verhör den gewünschten Gang. Der Advokat fühlte sich vollkommen sicher, aber dennoch erschrak er, als seine Verwandte diese Frage an ihn that. Sich zum Gleichmuth zwingend, erwiderte er: „Allerdings, ich besinne mich jetzt, mein Antheil an dem Schicksal dieses Geschöpfs wurde rege ge-

macht. Ich will mich erkundigen, was aus ihr geworden ist."

Die Dichterin sah ihren Verwandten mit einem Blicke an, in dem sich das äußerste Erstaunen malte. „Wie?" rief sie, „Du weißt also nicht, daß sie gefangen sitzt? Daß man sie wegen eines unglaublichen Vergehens angeklagt hat? Ach, und man nannte mir noch gar Deinen Namen, Vetter, als den ihres Denuncianten.

„Meinen Namen? Wahrlich, ich muß mich besinnen. Die Menge der Klagen und Vertheidigungen, oft von und für Personen, die uns gar nichts angehen, die wir oft nur einmal, und zwar flüchtig, sehen, macht, daß wir manchesmal vergessen. — Wessen hat man das Mädchen angeklagt?"

„Du hast sie angeklagt!" — rief die Dichterin, indem sie sich halb von ihrem Stuhle erhob, „zu einer Bande Geldfälscher soll sie gehören."

„Ah so! Jetzt glaube ichs zu wissen. Nun, die Sache wird ihren Verlauf gehen!"

„Das heißt, das Mädcheu wird sterben!"

fuhr die Dichterin auf, „und Du wirst ihr Mörder sein! Du, Barnabas.“

Dem Advokaten war nichts so verhaßt, als eine Scene dieser pathetischen Art, wie sie sich ihm jetzt zubereiten zu wollen schien. Er packte daher schnell einige Aktenstöße zusammen, und rief nach seinem Schreiber, da aber dieser gerade unten im Comptoir beschäftigt war, verhallte der Ruf ungehört, und der Erzürnte rief vor sich hin: „Wo ist nun der Alte? Nicht einmal den Nutzen hab' ich von ihm, daß er in solchen Momenten mir zu Hülfe kommt. Ich muß die Leute, die ich los sein will, selbst zur Thüre hinauswerfen.“

Die Dichterin hatte in ihrer leidenschaftlichen Aufregung von diesem Monolog ihres Vetters nichts gehört. Sie schob ihren Stuhl fort, schritt ans Fenster, und hier sich hoch aufrichtend, und auf den Codex Justinian sich stützend, der, in Schweinsleder gebunden, auf dem Tische des Rechtsgelehrten lag, sagte sie mit einer Stimme, die in ihrem sonoren Klange bis unten auf die Straße konnte gehört werden: „Barna-

bas, höre, was ich Dir zu sagen habe. Mir ahndet, welch' ein Spiel Du spielst, doch hoffe nicht, es zu Ende zu bringen! Du hast es mit mir zu thun, Vetter. Das Mädchen ist unschuldig, und ist *mein* Schützling!"

Der Advokat warf sich auf's Sopha, und blätterte lachend in einem Buche.

Die Dichterin fuhr fort: „Du sprichst von einer Brotkruste, die wir, arme Poeten, uns nicht zu erwerben verstehen, allein ich kenne Leute, die diese Brotkruste verschmähen, weil ihnen die kostbaren Bissen besser munden, die sie mit den Thränen und dem Blute der Wittwen und Waisen erkaufen! Barnabas! wenn es wahr ist, was die Leute sagen, daß Du Dir Deine Mahlzeiten so Judasmäßig erkaufst, dann denke an Dein Ende! Wenn Du Dich an dem vollen Kelche der Freude labst, dann denke daran, daß die Thränen eines durch Dich verrathenen, verkauften und gequälten Engels in diesen süßen Trank fallen, und ihn sofort in schneidend Gift verwandeln. Ich sage Dir, wenn Du Dich dafür bezahlen läßt, um dieses Mädchen unglücklich zu machen, und

bei Seite zu schaffen, so wird jedes dieser teuflisch erworbenen Goldstücke auf Deine Seele brennen. Barnabas! Gedenke Deiner Tage Ende! — Ich weiß, wir leben in einer Zeit, wo das blitzende, hüpfende, liebkosende Gold alle Gemüther entkräftet; wo Vater gegen Sohn, Sohn gegen Vater kämpft, wo eine zerdrückte Seele, eine in Schmutz hinabgestoßene Unschuld nichts mehr gilt, wo die fette Gemeinheit, die gefräßige Selbstsucht sich ewig schlemmernd an die Tafel setzt, und für nichts sorgt, als für ihre thierische, von Gott und allem Heiligen losgesagte Existenz; so fallen die elenden Schwelger faul ins Grab, wie sie faul gelebt haben, und nichts bleibt übrig von diesem Geschlechte, das das Geld beherrschte, und von dem Gott sein Antlitz wandte. Aber in so schlimmer Zeit müssen die Guten zusammenhalten; wo noch ein kleines Völkchen Tugenden sich versteckt hält, soll muthig unsere Hand sie ans Licht ziehen. Auf, Barnabas, komm, lege Deinen Mantel an, lege Deine priesterliche Binde um, bekleide Dich mit dem schönen Schmuck der mächtigen Fee Justizia, und

so führe Du selbst das arme Kind aus dem Kerker. Ich werde dann einen Roman schreiben und zum Helden desselben werde ich einen Advokaten machen!"

Die Rede der Dichterin trug das Gemisch von Phantastischem und Wahrem, welches auf praktische Naturen, wie Herr Lobmeyer eine war, die gehässigste Wirkung zu machen pflegt. Sie werden, wenn sie dergleichen anhören müssen, ungeduldig, und der erste Gedanke, der ihnen aufstößt, ist, daß man sie um ihre kostbare Zeit bringt. Herr Lobmeyer fühlte die größte Sehnsucht, seine Cousine aus dem Zimmer zu schaffen, und er bewerkstelligte dies auf die kürzeste Weise, indem er ihr den Arm reichte und sie mit den Worten: „Es thut mir herzlich leid, ich habe dringende Geschäfte!" draußen auf dem Treppenflur absetzte, dann zurück ins Zimmer schlüpfte, und sehr hörbar hinter sich zuschloß.

Fräulein Annette stand eine Weile wie verblüfft, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und schickte sich an, langsam die Treppe hinab zu steigen. Auf den ersten Stufen begeg-

nete ihr der alte Lobmeyer, er ergriff ihre Hand und drückte sie an Stirn, Lippen und Augen.

„Was ist Ihnen, lieber alter Onkel?" fragte die Dichterin.

„Ich habe Deine Worte gehört, Anna!" stammelte der Alte. „Aber, glaube mir, seine Seele erreichst Du nicht. Schwere Goldstücke liegen auf seinem Herzen! Doch laß Dich das nicht kümmern. Verlaß uns nicht. Komm oft in diese Gegend, in dieses Haus, und wenn er Dich nicht vorläßt, so hab' ich oben mein Kämmerlein für mich, wo er sich nicht hingetraut. Dort wollen wir sprechen, lange, lange Stunden. Ich will Dir erzählen von den Zeiten meines Reichthums und meines Glanzes, ich will Dir die Einrichtung meines Hauses beschreiben, und den glänzenden, kostbaren Stoff, aus welchem das Brautkleid von Barnabas Mutter bestand. O, ich will Dir sogar ihren Brautring zeigen, das einzige, was ich von Gold habe, und das ich sorgfältig versteckt halte, damit er es mir nicht nimmt."

Mit diesen Worten, die der Dichterin ins

Ohr geflüstert wurden, waren Beide vor die Hausthüre gelangt, wo sich Fräulein Zobel ihrem alten Verwandten empfahl, nachdem sie versprochen hatte, ihn einmal in seinem Dachstübchen zu besuchen. Eine grenzenlose Niedergeschlagenheit lag auf der Seele der Beschützerin Dianens, als sie das Haus verließ, welches sie mit so großen Hoffnungen einst betreten hatte. Die Wahrnehmung der Schlechtigkeit der menschlichen Natur hat das Eigene an sich, daß sie für den Augenblick wie eine fürchterliche Geisteslähmung wirkt. Wir können gleichsam unsere Seele nicht mehr bewegen, es liegt das Herz wie in einer kalten Erstarrung gefesselt, jeder Gedanke erhebt sich nur schwach und wie schlaftrunken. Ein Nebel liegt über unserer Existenz, und eine Stimme ruft in unsere geistige Müdigkeit hinein: Wozu noch weiter leben? Was kann es nützen, immer wieder in's Antlitz des Elends und des Lasters zu blicken?

Die einsamen Tage der Dichterin waren durch Erfahrung so bitterer Art noch nie getrübt worden. Sie hatte grausame Tyrannen geschil-

dert, sie hatte sie in spanische Mäntel, in Barets von Seide und in alterthümliche Harnische gekleidet, aber diese moralischen Ungethüme waren Drathpuppen ohne Seele und Wahrheit. Es waren jene Phantasieen, wie ein Weib sie erschafft, das ein stilles, durch nichts getrübtes Dasein führt. Dianens Schicksal hatte die Dichterin in's wirkliche Leben gerufen, und sie fand hier die moderne Schmach unserer Zeit, eine Schmach, die keine spanischen Mäntel trägt, sondern unbemäntelt einhergeht, die keine Dolche zückt, sondern Dolche redet, die keinen Harnisch von Eisen umlegt, sondern einen, der tausendfach sicherer das Herz umpanzert, der von einem undurchdringlichen Stoffe gemacht ist, den Panzer der Selbstsucht. Mit mancher heimlichen Thräne bezahlte das arme, einsame Fräulein diese, für sie noch neuen, Entdeckungen, allein ein unbesiegbarer Muth lebte in ihrem Herzen. „Ich werde keine Romane mehr schreiben," sagte sie zu sich; „ich werde diese Sache zu Ende bringen, das wird mir genugsam Zeit und Mühe kosten. Ich nehme auf einige Zeit von meinem Schreibtische

und Dintenfasse Abschied. Ich werde jetzt eine beschwerliche Figur abgeben; ich werde in die Häuser gehen und den Leuten, die darinnen wohnen, Wahrheiten sagen. Dann wird man mich vor die Thüre setzen, wie es eben geschehen ist, aber ich werde dann durchs Fenster wieder hineinkommen."

Bei diesen Worten brachte sie ein kleines, rothes Büchelchen aus der Tasche, worin sich einige Adressen und Hausnummern aufgeschrieben fanden, aus diesen wählte sie die Wohnung des Lieutenants Graf von Derburg aus, setzte sich in einen Miethwagen, und ließ sich dorthin fahren.

Als das Fräulein das Zimmer des Advokaten auf die obenbeschriebene Weise geräumt hatte, ging der Bewohner desselben mit unruhigen Schritten darin auf und ab. Die Worte seiner Cousine, obgleich er über sie spottete, machten dennoch den Eindruck auf ihn, als wenn sein Finger unerwartet an einen Stachel gerührt. Er hatte sich nicht von fern diese Energie bei einer kleinen, kranken, blassen Frau vorgestellt. Ueber

ihre Drohungen lachte er. Aber noch ein anderer Umstand kam dazu, ihn zu verstimmen. Am Fenster stehend, warf er zufällig einen Blick auf das gegenüber liegende Trottoir, auf dem die Menge hin und wieder strömte, und eine Gestalt fiel ihm wiedrig auf. Es war ein Mann in einem blauen Ueberrock, der pfeilschnell und ohne einen Blick auf das Haus des Advokaten zu thun, dahinschoß. Obgleich dieser von seinem Feinde nur ein stark abgewendetes Profil, eigentlich nur einen Theil buschigen Backenbartes erblickte, so zweifelte er doch keinen Augenblick, daß Simeon in Berlin sei. Dies war beunruhigend. Was wollte der Flüchtling hier? Mußte er nicht tausend Gründe haben, diese Stadt zu meiden, in welcher er so einflußreiche Feinde hatte? War es ihm geglückt, Judith zu sprechen, kam er wohl gar in ihrem Auftrage? Aber was konnte sie in der sicheren Stellung, in der sie sich jetzt befand, mit dem gemeinen Landstreicher noch zu verkehren haben? Der Advokat entschloß sich, so bald als möglich auf die Polizeibehörde zu gehen, um sich Gewißheit zu ver-

schaffen; um jedoch seine Gedanken, die durch die Vorfälle dieses Morgens eine unangenehme Richtung genommen, auf etwas Erfreulicheres zu lenken, kam er auf das Projekt zurück, den Vater auswärts zu placiren. Er ließ ihn rufen, und der Alte erschien nach einigem Zögern.

„Hier ein Päckchen Briefe, das Du besorgen mußt," hub der Sohn an, auf ein Convolut Papiere zeigend, die auf dem Tische lagen.

„Du wirst mir erlauben, erst mein Frühstück zu verzehren," wandte der Alte ein, das Packet zu sich steckend.

„Gewiß, lieber Vater. Du weißt, daß ich Dich nie in Deiner gewohnten Lebensart beeinträchtige. Frühstücke nur, und dann mach' Dich auf den Weg."

„Ich danke Dir, lieber Barnabas," sagte der Alte, und wollte gehen.

„Noch Eins!" rief der Sohn. „Mir ist in diesen Tagen aufgefallen, daß Du bleicher aussiehst, als gewöhnlich, daß Du abfällst und sichtlich magerer wirst, Vater. Deine Miene ist nicht, wie sonst, fröhlich und munter."

„Ich werde alt, mein Sohn.“

„Deshalb dachte ich, Dir eine ruhigere Wohnung vorzuschlagen. Mein Haus ist der beständige Tummelplatz des Erwerbs. Ich muß eben sehen, wie ich das tägliche Brod für Dich und für mich schaffe. Diese Unruhe paßt schlecht für Deine alten Tage. Wie wäre es, wenn Du eine abgesonderte Wohnung bezögest?“

„Der Alte sah den Sohn mißtrauisch und forschend an, und sagte dann: „Du willst mich doch nicht los sein, Barnabas?“

„Wer sagt das?“ rief der Advokat mit Heftigkeit. „Wenn ich Dich nöthige, von mir zu gehen, so geschieht dies ja zu meinem eigenen Nachtheile. Ich muß Deine Hülfe dann entbehren —“

„Nun, darum, denke ich, bleibt's beim Alten.“

„Nein, nein, es bleibt nicht beim Alten. Ich kann Dein Verkümmern und Siechwerden nicht ansehen. Es peinigt mich, und ich will Dir nur offen gestehen, ich weiß schon eine sehr hübsche Wohnung für Dich.“

„Ich danke Dir, lieber Barnabas; aber ich werde diese Wohnung nicht beziehen, ich werde mich nicht von Dir trennen. Wenn ich sterbe, will ich in Deinem Hause sterben.“

Der Advokat warf ungeduldig Falzbein und Federmesser durch einander. „Du mißverstehst mich,“ rief er nach einer Pause. „Wer spricht vom Sterben? Du sollst recht lange leben, und damit Du dies könnest, sollst Du in Ruhe, in Behaglichkeit leben. Es versteht sich von selbst, daß ich täglich kommen werde, Dich zu besuchen, und alle Sonntage Mittag bist Du mein Gast.“

Der Alte dachte etwas nach, und fragte dann, wo diese Wohnung liege. Der Sohn nannte ihm das oben bezeichnete Lokal. Der Alte nahm das Intelligenzblatt zur Hand, und nachdem er mit großer Anstrengung und mit Zurechtrückung und Absäuberung seiner Brille die Aufforderung gelesen hatte, gab er die Zeitung seinem Sohne zurück, und ihn mit einem Blicke des Vorwurfs ansehend, sagte er: „Du hast mir noch nicht Al-

les gesagt, Barnabas, was dieses Anerbieten enthält."

„Kleinigkeit!" entgegnete der Advokat. „Du wirst nicht völlig müßig Deine Tage zubringen wollen, und so findest Du eine angenehme Beschäftigung, den kranken Mann zu pflegen. Dies wird Dir auch Geld einbringen, welches Du mir abliefern wirst, damit ich es für Dich verausgabe."

Der Alte schüttelte das Haupt, und seine bleichen Lippen zitterten. Er strich sich durch die langen, weißen Haare, und seine Miene nahm jenen Ausdruck von Blödsinn an, der dem Beschauer Grausen und Widerwillen einflößt. „Ich kenne jenen Kranken," sagte er, indem er seinen Sohn starr ansah, „er leidet an einem bösartigen, ansteckenden Uebel, kein Krankenwärter hält es bei ihm aus, und zu ihm willst Du mich schikken, Barnabas? Heißt das nicht, meine Tage verkürzen, statt sie zu verlängern? Ich selber bin siech, und soll einen Siechen pflegen Tag und Nacht, und das nennst Du, mir Ruhe und Muße geben?"

„Denke an den großen Lohn, den der Mann bietet!“ warf der Advokat hin.

„Den ich nicht einmal bekomme, den Du nimmst!“ entgegnete der Alte. „Nein, Barnabas, ich gehe nicht aus Deinem Hause, am wenigsten zu jenem Kranken.“

„Nun, wie Du willst,“ sagte der Sohn. In diesem Augenblicke wurde an der halboffenen Thür vorbei das Frühstück des Alten getragen, und er heftete Blicke der Sehnsucht darauf. „Hierher!“ rief der Advokat, und der Teller mit dem frugalen Mahle wurde auf den Tisch gesetzt. Der Sohn nahm ihn und schloß ihn in einen Wandschrank. „Was thust Du?“ rief der Alte und streckte seine dürre Hand nach der verschwindenden Labung. „Gieb, gieb, denn mich dürstet.“

„Geh' und besorge erst die Briefe!“ entgegnete der Sohn gebieterisch.

„Nur einen Schluck aus der Kanne, nur ein Stückchen von der Semmel!“ bat der Vater. „Der Weg ist weit, und ich habe noch nichts genossen.“

„Du lügst!“ rief Herr Lobmeyer, mit dem Fuße stampfend. „Wer Weinflaschen in seinem

Zimmer hat, der trinkt auch Wein, und wer Wein trinkt, darbt nicht. O, ich weiß, warum Du hier bleiben willst. Mein Weinkeller ist Dir in der Nähe, Du schöpfest aus der verbotenen Quelle, wenn es Dir behagt, und bedenkst nicht, daß jeder Tropfen dieses Weines, den Du vergeudest, mit dem sauren Arbeitsfleiß Deines Sohnes erkauft ist."

Der Alte sah in stummem Schreck seinen Sohn an; seine Kniee schlugen aneinander, und er mußte sich an dem Tische halten: „Wenn Du das glaubst, Barnabas, so will ich ausziehen. Ja, ich will von Dir so weit wegziehen, als die Erde es gestattet. Ich will Meer und Flüsse zwischen uns lassen, und ganz andere Gestirne sollen über meinem Haupte aufgehen, als über dem Deinen. Mein Athem soll verwehen an einer Stelle, wo Dein und der Deinigen Fuß nie hinkommt. Fremde Hände will ich bitten, daß sie mir die Augen zudrücken, und fremde Arme will ich miethen, daß sie mich zu Grabe tragen. Lebe wohl, Barnabas, ich gehe, damit Dein Weinkeller unberührt bleibe."

Der Alte wankte zur Thüre hinaus, und der Advokat schloß hinter ihm zu. Doch nur kurze Zeit war ihm Ruhe vergönnt. Es pochte, und herein trat der Criminalrath Liebfreund. Der Advokat empfing ihn mit großer Höflichkeit, allein in den Gesichtszügen des Raths lag Verdruß und Niedergeschlagenheit.

„Wie," rief Herr Lobmeyer, „noch immer kein befriedigendes Resultat?"

„Nicht daran zu denken," entgegnete der Rath, indem er sich in die Sophaecke warf und eine Prise aus des Freundes Dose nahm. „Ich glaubte, wir hätten sie nun mürbe gemacht, und wirklich scheint sie an den Rand des Grabes gebracht, aber nichts desto weniger bin ich immer der Geprellte."

„Es wird sich schon Alles finden."

„Es wird sich nichts finden," schrie der Rath heftig auf. „Wie soll sich etwas finden? Ich sage Ihnen, als ich meinen Beistand Ihren Plänen lieh, und Sie mir die gewissesten Hoffnungen machten, war ich nicht geneigt, zu ahnen,

daß mit dem Allen nur leere Spiegelfechterei sein könne."

„In wie fern, Spiegelfechterei?" fragte der Advokat verwundert.

„Ganz natürlich, mein Lieber, indem ich der Geprellte bin. Sie ziehen Ihren Nutzen und pressen die Zitronen aus, und ich — habe das leere Zusehen. Mein Bester, so haben wir nicht gewettet. Machen Sie, Verehrter, machen Sie, daß ich zu einem Resultate komme. Dies ist mein letztes Wort."

„Auf welche Weise soll ich das machen, Herr Rath?"

„Was weiß ich? Kenne ich denn Ihre Mittel? Schrauben Sie die Daumschrauben fester, zeigen Sie Galgen und Rad in der Perspektive. Thun Sie Alles, was Sie wollen, nur verlangen Sie nicht, daß ich mich in diese Verfolgungsgeschichte eingelassen habe, um nachher Ihre dupe zu sein."

„Das Mädchen hat mächtige Beschützer," stammelte der Advokat.

„Mächtige Beschützer! Sie faseln. Haben

Sie mir nicht gesagt, daß es ein vagabondirendes Bettelkind sei?"

„Auch Bettelkinder haben manchmal Beschützer."

„Allerdings," erwiderte der Rath mit Lächeln; „allein diese sind dann immer von der Art, wie ich einer bin. Die Armuth, mein edler Freund und College, hat in dieser besten Welt nur immer einen Beschützer, das ist das Interesse des Reichen. Können wir solch ein Stück belebtes Menschenfleisch zu unserm Vergnügen oder Nutzen gebrauchen, so werfen wir ihm Brosamen von unserer Tafel zu; ist das nicht der Fall, so verhungert es in irgend einem Winkel dieser großen, herrlichen Schöpfung. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite, ich muß einen wichtigen Gang auf das Erkundigungsbüreau thun." Sie gingen Arm in Arm. Unterwegs blieb der Advokat stehen und beobachtete einen reichen, vornehmen Kunstkenner, der, in eine Kunsthandlung eintretend, auf einen Kupferstich handelte, dessen Preis er zu hoch fand. Herr

Lobmeyer grüßte den vornehmen Kenner, und als dieser von dem Blatte abließ, kaufte er es. Der Herr machte ihm im Beisein seiner Begleiter und Freunde das Compliment, daß Niemand ein so aufrichtiger Kunstfreund sei und so große Summen dafür verschwende, als Herr Lobmeyer.

Fünftes
[redacted] Capitel.

Die Aristokraten der Insel Ithaka.

Der Miethwagen, in welchem die Dichterin saß, hielt vor dem bezeichneten Hause. Der Kutscher nahm sein Geld in Empfang, und die Dame eilte, die Treppe zu ersteigen, während sie vor sich hin sprach: „Ich habe zwar versprochen, den Grafen nicht aufzusuchen, allein dieses Versprechen ist null und nichtig; denn das arge Kind setzte mir gleichsam die Pistole auf die Brust.

Es war weder Zeit zur Erörterung, noch zum Widerspruch."

„He! Wohin wollen Sie?" rief eine Stimme aus einem kleinen Schubfenster heraus, das sich seitwärts an der Wand zu Füßen der Treppe öffnete, und aus dem das breite Gesicht des Portiers blickte.

„Ist der Lieutenant, Graf Derburg, zu Hause?"

„He! Sie wollen zu dem Herrn Lieutenant? Daß Dich der Geier!" —

„Ja, mein Freund. Hat er Etwas dagegen?"

„O, nichts, Madame oder Jungfer. Sie müssen da zwei Treppen hoch steigen. Allein Sie werden den Herrn Lieutenant nicht zu Hause finden. Er pflegt um diese Stunde seinem Plaisir nachzugehen, eben so der Bediente."

„Wo finde ich ihn denn?"

„Den Bedienten finden Sie dicht nebenbei in dem Keller, und der Herr trinkt ein Glas Punsch unter den Linden."

„So werde ich dorthin gehen."

„Justement; und wenn er aus der Conditorei schon fortgegangen sein sollte, so finden Sie ihn vor dem Potsdamer Thore, wo einer seiner Freunde Wache hat, und wo heute ein kleines Convivium ist.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund.“

„Keine Ursache. Empfehle mich zu Gnaden.“

Er schob das Fenster zu, indem er vor sich hin murmelte: So alte Mamsellen laufen noch frisch den jungen Lieutenants nach!

Die Dichterin betrat das elegante Kaffeehaus, dessen Gemächer von Gruppen vornehmer Besucher gefüllt waren. Für das sparsame Fräulein ein noch unbekannter Ort. Die kleinen Gelüste, die sie hier und da nach Süßigkeiten empfunden, hatte eine bescheidene Winkelbude befriedigt, aber wohl war sie schon mit der Phantasie bis hierher gedrungen. Wenn sie die Feste am Hofe der Königin Elisabeth beschrieb, so glichen die Tische dem mit glänzendem Zuckerwerk besetzten Laden dieses Künstlers. Jetzt sah sie diese Schätze in der Nähe. Sie trat mit eini-

ger Schüchternheit herein und nahm einen Platz an der Thüre ein, nachdem sie sich eine Schaale „Sorbet“ bestellt hatte. Da aber dieser poetische Trank nicht zu haben war, nahm sie unwillig mit einem Glase Orgeade vorlieb. Zugleich rückte sie ihr Hütchen etwas mehr in den Nakken, um sich dadurch das Ansehen zu geben, als gehörte sie zu den leichtfertigsten schönen „müssigen“ Frauen, die hier „ein Vermögen“ verschwenden. Sie saß einem alten Herrn gegenüber, der eine äußerst unwahrscheinliche blonde Perrücke trug, und einen Stock mit einem Elfenbeinknopfe zwischen den Knieen geklemmt hielt, dabei ein Blatt der Haude und Spenerschen Zeitung vor sich entfaltete. Die Neuigkeiten dieses Journals schienen keinen sehr pikanten Reiz auszuüben, denn der alte Herr gerieth in einen gelinden Schlaftaumel, der da bewirkte, daß sich sein Kopf mit der unwahrscheinlichen Perrücke anfangs leise, dann immer schneller hinabneigte, bis die Spitze der Nase den Knopf des Stockes erreichte, und an ihn antippte. Dies war das Signal, daß der Kopf wieder in die Höhe fuhr, und der alte Herr

ein leises Gemurmel hörbar werden ließ, während er sich von neuem in die Zeitung vertiefte. Allein es dauerte nicht lange, so kam wieder, genau wie auf dem früheren Wege, eine Berührung der Nase mit der Elfenbeinkugel des Stocks zu Stande und hatte dann dasselbe Zurückfahren und Murmeln zur Folge. Dieses aufregende Spiel hatte die Dichterin vor Augen, während sie ihr Glas Orgeade leerte und ihre Blicke von Zeit zu Zeit im Salon umherstreiften, um die gegenwärtigen Offiziere zu mustern. Keiner derselben konnte, nach der Beschreibung Dianens, der ritterliche Beschützer ihres lieben Kindes sein. Sie entschloß sich daher endlich ihren Nachbar zu fragen, und benutzte den Moment, wo eben die sechste Vereinigung seiner Nase mit dem Stockknopfe stattgefunden hatte, und der alte Herr diesmal mit einem stärkeren und anhaltenderen Gemurmel in die Höhe fuhr, und sich, gleichsam wild gemacht, in die Zeitungsnachrichten stürzte. Die Dichterin, die so unbemerkt wie möglich, die Frage thun wollte, näherte sich dem Ohr ihres Erwählten, und flüsterte dort hinein,

aber wie erschrak sie, als der alte Herr mit der Hand ausfuhr und ihr einen derben Schlag gab.

„Aber, mein Herr!“

„Ach, entschuldigen Sie, wollten Sie mir etwas sagen? Ich glaubte, es wäre eine Fliege, die Bestien erwachen jetzt aus ihrem Winterschlafe.“

„Ich wollte Sie fragen, mein Herr, ob der Graf Derburg hier gegenwärtig ist?“

„Was? O, Sie müssen lauter sprechen!“

Die Frage wurde wiederholt, allein statt der Antwort schüttelte der alte Herr seine unwahrscheinliche Perrücke, und machte zugleich aus der linken Hand ein Hörrohr, indem er die Dame lockte, dort hinein zu sprechen. Die verzweifelten Anstrengungen des Fräuleins wurden nicht von diesem, aber dafür von andern Ohren gehört. Ein Offizier, der lächelnd zugehört hatte, näherte sich jetzt und sagte: „Der Graf ist vor einer halben Stunde fortgegangen.“

Die Dichterin erhob sich, bezahlte ihre Zeche und trat nun ihre Wanderung an, zu dem bezeichneten Thore. „Ich könnte vielleicht,“ sprach

sie zu sich selbst, „diesen jungen Sohn des Mars zu einer gelegeneren Stunde aufsuchen, allein ich würde nirgend Ruhe finden, bevor ich ihn gesprochen. Mein armes Kind ist im Unglück und ich — ich sollte zögern? — eine bessere Stunde abwarten —? Nein. Zudem, wenn er in heiterer Gesellschaft ist, werde ich ihn für meine Botschaft geneigt und offenen Herzens finden. Man ist ja immer gut, wenn man froh ist. Sammelt man nicht die reichlichsten Beiträge an lustigen Tafeln, und geh' ich nicht auch jetzt herum mit meinem Teller, und sammle für das unverdiente Elend?"

Nach einer langen Wanderung gelangte Annette Zobel an's Ziel ihrer Reise, nämlich in den Vorsaal zu einem offenen Gartenzimmer, wo zwanzig bis dreißig junge Offiziere sich versammelt hatten, und einen Lärm erregten, der selbst den alten Herrn mit der Perrücke das Trommelfell erschüttert hätte. Es wurde gelacht, gesungen, gepfiffen, deklamirt, geschrieen, ein Charivari von Tönen, wie man es selten zu hören bekommt. Die Dichterin stand einen Augenblick unentschlos-

sen, ob sie sich in die unmittelbare Nähe dieses Concerts wagen solle, doch wurde ihr nicht lange Zeit zur Entscheidung gelassen. Ein herbeieilender Diener nahm sie untern Arm, und schob sie gewaltsam ins Zimmer, indem er polternd rief: „Nur herein! Wo hat Sie Ihre Harfe? He? Kann Sie die nicht selbst tragen? Müssen wir noch danach schicken?"

Die Dichterin trat ein, und ein eben so buntes Durcheinander wie an Tönen, so an Farben und Gestalten, bot sich ihren Blicken. Die Stellungen, die man gewöhnlich annimmt, wenn man sitzt oder steht, schienen hier abgebraucht, und nicht mehr genügend; die jungen Götter dieser Tafelrunde gefielen sich, noch nie dagewesene Gruppen zu bilden. Einige hingen lebensgefährlich an einem, an der Decke aufgespannten Seil, andere ritten auf der Ballustrade des Balkons, der sich nach dem Garten öffnete, wieder andere schwebten in fortwährenden equilibristischen Kunstfertigkeiten auf einem Fuße ihres Stuhles, und wieder andere fanden es für gut, die ganze Schwere ihres Körpers sammt dem Rauch ihrer

Cigarre ihrem Nachbar zu übergeben, und zwischen dessen Armen, oder eigentlich zwischen dessen Knieen zu liegen. Dabei war das Kostüm ein freigewähltes, und es waren darin einige kühne Combinationen ausgesprochen, die eine unglaubliche Verachtung dessen an den Tag legten, was man „geschniegelt und gebügelt" nennt. Aber diese Ungebundenheit war bei allem dem mit einer gewissen Grazie verbunden, es waren die kecken Freier der Penelope, ausgelassene kleine Aristokraten der Insel Ithaka in preußische, junge Lieutenants metamorphosirt, aber eben so wild, eben so ungefügig, mit eben so frechen, dunkeln Blicken und einem so schmetternden Gelächter, als jene Schaar, die der Prinzessin Penelope so vielen Kummer verursachten, indem sie im alten Pallast des Odysseus die Tische und Polsterstühle zerbrachen, und weit mehr Wein tranken, als nöthig war, um in eine anständige Heiterkeit zu gerathen. Diese wilden, kleinen Courmacher einer tugenhaften Prinzessin fanden ihren Untergang durch den heimkehrenden Gebieter und Herrn, wogegen unsere junge Helden nichts zu

fürchten hatten, als den gebieterischen Wirbel der Trommel, der die Ablösung der nahen Wache verkündete, und wenigstens Einen aus ihrer Mitte unerbittlich abrief.

Der Eintritt der Dichterin erregte ein allgemeines Beifallsgeschrei, und alles rief: „Das Harfenmädchen! das Harfenmädchen! Juchhe!“

„Teufel! Ich hätte geglaubt, daß diese Geschöpfe hübscher wären!“ rief der Lieutenant Braun, der der Thüre am nächsten saß.

„Weshalb?“ entgegnete der Reiter auf der Ballustrade. „Es ist ein Vorurtheil, daß die Künstlerinnen immer hübsch sein sollen. Ich für mein Theil, ziehe unbedingt die häßlichen vor.“

„Das ist auch meine Ansicht!“ bemerkte der auf dem Seil Schwebende, indem er sich einen Stoß gab, und so nah an die Dichterin herabflog, daß die Spitze seines spiegelblanken Stiefels die Feder ihres Hutes berührte. „Meine Herren,“ sagte diese, indem sie Muth faßte; „ich bin keine Harfenspielerin. Ich möchte den Grafen Derburg sprechen, wenn Sie die Güte haben wollen, ihn mir zu zeigen.“

Ein neues schallendes Gelächter erfolgte. „Ah so! Sie ist keine Harfenspielerin! Wo bleiben denn aber unsere verdammten Tyrolerinnen? Die Eine soll ein wahrer Engel sein!“ — „Freilich, ich habe sie im Zillerthal gesehen?“ — „Du? Ei, das hast Du uns noch gar nicht erzählt. Wahrscheinlich, wie Du mit Deiner podagrischen Tante die Reise machtest?“ — „He, ich denke, die Pseudo-Harfenistin kann sich dort im Winkel auf den Stuhl setzen, bis Derburg kommt, der in zehn Minuten hier zu sein versprach.“ Dies wurde sehr schnell und durcheinander gesprochen.

Die Dichterin nahm den ihr angewiesenen Platz an. Mittlerweile kamen die erwarteten Harfenspielerinnen, die erhitzt und roth im Gesicht, zwei kolossale Harfen mit sich schleppten. Das Spiel dieser Schönen und das wilde Geplauder der jungen Offiziere floß jetzt in einen Lärm zusammen. Der Champagner schäumte in flachen Opferschaalen, und eine schöne Porzellanvase war mit den frühen Produkten der Gartenhäuser gefüllt. Einer der Lieutenants nahm die Schaale und reichte sie, immer noch auf dem Stuhlfuße equi-

librirend, der hübschesten der Harfenistinnen hin. Als diese mit verschämter Frechheit im abgekühlten Gesicht zugreifen wollte, verlor der Spender dieser zarten Gabe das Gleichgewicht und schleuderte die Vase an die Tischecke. Die Folge hiervon war der entschiedene Untergang des kostbaren Gefäßes. Ein lebhaftes Geschrei erhob sich, nachdem eine augenblickliche Stille geherrscht hatte. Alle Blicke sahen auf den Festgeber, der seinerseits eine mächtige Wolke Tabacksdampfs seiner Cigarre entlockte, um damit gelassen die Trümmer der Vase und die verschütteteu Früchte in die Wolke der Vergessenheit zu hüllen.

„Oh — oh! Das war nicht fein!“ rief der Unglückstifter. „Ich sehe wohl ein, daß ich um Entschuldigung bitten muß. Aber was ficht Dich an, solch zerbrechlich Töpfergeschirr auf den Tisch zu setzen?“

„Das Ding da gehörte seiner Tante,“ erklärte der Nachbar des Unglückstifters. Sie hat ihm ihr sämmtliches Service zu unser Orgie geliehen.“

„Das kommt davon, wenn man alte Tan-

ten und alte Vasen mit ins Spiel zieht," murmelte der Zertrümmerer.

„Ich bitte, meine Herren," erklärte der Festgeber, „keine Umstände aus Kleinigkeiten gemacht. Ich werde morgen meiner Tante einen Handkuß à la Kaiser Alexander appliciren, und alles ist abgemacht. Einem solchen Handkuß widerstehen alte Frauen nie."

Die fröhliche Laune war wieder hergestellt. Während die Harfen von neuem jubelten, öffnete sich die Thür und ein schlanker junger Mann in voller Uniform trat ein. Ein lebhaftes Grüßen tönte ihm entgegen. „Oh! Derburg! etwas spät, doch mieux tard que jamais! Nimm Platz, wo Du einen finden kannst!"

„Ich komme nur, um wieder zu gehen," erwiderte der Eintretende, eine Schaale Champagner von dem Zunächstsitzenden annehmend und ausschlürfend, der Oberst hat mir eine Ordre übersandt, deren Vollstreckung etwas unwillkommen, ich gesteh' es, gerade in diesen Stunden fällt."

Auf diese Erklärung wurde ein allgemeines

Bedauern rege; nur ein Gesicht erheiterte sich, es war das des Lieutenants Braun. Für ihn war Derburgs Gegenwart fast ein Grund gewesen, vom Feste wegzubleiben, denn trotz der Aussöhnung konnten sich beide nicht wohl vertragen, und mieden einander, wo es nur irgend anging.

„Ehe Du gehst," rief der Festgeber, „so ertheile erst Audienz. Dort im Winkel sitzt ein Individuum, das auf Dich wartet."

Derburgs Blicke gingen nach der bezeichneten Richtung, und erblickten nur unvollkommen hinter Tabackswolken die Dichterin, die aufgestanden war, um ihm eine respectvolle Verbeugung machte. „Wer ist's, was will sie?" fragte der Lieutenant, sich zu seiner nächsten Umgebung wendend.

„Wir wissen es nicht," kicherten zwei junge Kadetts, und Braun setzte hinzu: „Es muß wahr sein, Deine Aehnlichkeit mit dem großen Göthe tritt immer lebhafter hervor. Du kannst keinen Schritt aus dem Hause thun, so laufen Dir alte und junge Kinder nach."

Dieser Einfall brachte ein allgemeines Ge-

lächter zu Wege, in welches sogar die Harfenmädchen einstimmten, Derburg gab sich die Miene, ebenfalls den Einfall zu belachen, mit einem kaum merklichen Wurf leerte er den Inhalt seiner Champagner-Schaale auf die Schultern und die Brust des Spötters aus.

„He! Du hast mich beschüttet!" rief Braun und eine plötzliche Röthe flammte in seinem Gesichte auf. Derburg wandte ihm den Rücken und es behielt das Ansehen, als wenn es Versehen oder Zufall gewesen. In einem entferntern Zimmer forderte er die Dichterin auf, den Grund ihres Besuches anzugeben. Annette Zobel sah erst lange forschend und mit der ihr eigenthümlichen, liebevollen und sanft schalkhaften Miene in die Augen des Jünglings, ehe sie ihren Spruch anhub. Sie fand nicht viel, daß ihr Muth einflößte, der junge Offizier war unwillig und befangen, sein Blut war in Wallung, und der Auftritt mit Braun beherrschte noch alle seine Gedanken. Er lehnte sich an das Fensterbrett, in einer stolzen nnd gleichgültigen Haltung, und die Augen halb schließend, sah er vor sich hin,

wie Jemand, der nichts ernstlicher wünscht, als einer langweiligen und peinlichen Lage zu ent schlüpfen, allein ein einziges Wort, das die Dichterin jetzt aussprach, veränderte wie mit einem elektrischen Schlag', Miene, Stellung und Gebehrde des Offiziers, dieses Wort war der Name jenes armen Mädchens, das er einst gerettet, und um welches er sich später so wenig bekümmert hatte. Jetzt trat ihm das bleiche Kind, wie es einst im Postwagen an seine Schulter lehnte, dann das großgewachsene schöne Mädchen, als welche er sie später erschaut hatte, lebhaft vor Augen, und er lauschte mit großer Aufmerksamkeit dem Berichte des alten Fräuleins, ohne ein Wort davon zu verlieren. Annette Zobel benützte ihre Eigenschaft als Dichterin, in ihr Gemälde das nöthige Licht und Schatten zu bringen. Sie schilderte den Besuch im Gefängnisse, und vergaß nicht, die bleiche Wange und die herabfließende Thräne. Sie ließ Ketten klirren und ungeheure Schlösser aufspringen; sie vergrößerte das einfache Drahtgitter im Sprachzimmer zu Eisenstäben eines mittelalterlichen Kerkers, der

Gefangenwärter mit dem Intelligenzblatt wurde zu einem Riesen, der mit Ketten rasselte und unterschriebene Bluturtheile durchlas. Derburg hörte sie mit wachsendem Erstaunen an, er fühlte alle Beklemmungen mit, die das Fräulein schilderte, und da die poetischen Beschreibungen kein Ende nahmen, fuhr er mit der lebhaften Frage dazwischen: „Aber wie ist denn alles möglich? Wer hat sie denn ins Unglück gebracht, wer diese schändlichen Lügen und Anklagen geschmiedet?"

Diese Frage machte die Erzählerin plötzlich verstummen. Sie durfte die Wahrheit nicht sagen — denn ihr naher Verwandter war im Spiel — und eine Lüge mochte sie nicht sagen. Sie begnügte sich daher, zu versichern, daß das arme Kind verfolgt werde, und daß sich Bösewichter verbunden hätten, sie gänzlich zu verderben, wenn nicht schleunige Rettung käme.

Graf Derburg versank in ein tiefes anhaltendes Nachdenken.

Die Dichterin, die ihn unterdessen betrachtete, flüsterte vor sich hin: „Vertrau' ich diesem festen Arm — was ich gehegt, so lieb und

warm? Werf ich an diese starke Brust — mein glühend Hoffen, meine Lust? Geht in dem dunklen Augenpaar — verloren nicht, was theuer war? — Bringt dieser Lippen dunkel Roth — nicht meinem süßen Lieben Tod? —" Und wieder heftete sie ihr mildes Auge auf ihn, und leise mit ihrer Hand seinen Arm berührend, sagte sie nichts, als die Worte: „Edler Percy!"

Der Graf fuhr aus seinen Träumereien auf. „Verfolgt wird sie?" rief er lebhaft. „Sagten Sie nicht so? Das ist nicht unwahrscheinlich. Mir sind unterdessen über die Abkunft dieses Kindes, über ihre Schicksale, manche Zweifel aufgestiegen; ich hörte von den Leuten, mit denen ich verkehre, so mancherlei, was ich, wie im Traume, mit meiner Kleinen verband. Vor wenigen Monaten, weiß ich noch, daß ich sie suchte, um ihr manches abzufragen, allein sie war nirgends zu finden, und ich — leichtsinnig, wie ich bin — vergaß bald alles wieder. O, es ist recht schlecht von mir! Ich nahm sie damals auf — ich hätte sie nicht aus den Augen verlieren sollen, die Arme! Wenn sie nun mit Mangel

und Elend kämpft, wenn sie in die Hände von Bosheit und Laster gefallen, bin ich nicht daran schuld?" —

„Edler Percy!" rief die Dichterin.

Der junge Offizier wandte sich ab und blickte auf die Straße. Der Unmuth und die Leidenschaftlichkeit hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er befand sich in einer Stimmung, wie sie jedem wilden, stürmischen, ungewöhnlichen Ereigniß den Eingang öffnet, und wo es von der nächsten Minute abhängt, ob eine große, schöne That, oder ein trotziger, kühner Frevel geschehen soll. In diesem Augenblicke war die Erscheinung einiger Kameraden, die unter Lachen und fröhlichem Geplauder kamen, um ihn abzuholen, sehr ominös. Der Lieutenant wandte sich um, stampfte mit dem Fuße und sah die heran Taumelnden mit einem grimmigen Blick an. „Unter diesen Menschen vergeude ich meine Zeit," rief er vor sich hin! „Unter so elendem Treiben geht Tugend und Thatkraft dahin. Ich werde feig und leichtsinnig. Ich vergesse das heilige Ehrenwort, das ich der verfolgten Armuth,

der leidenden Unschuld gab. Ich vergesse alles, was ein Mann nie vergessen soll. Ich werde elend, feig, erbärmlich, oder vielmehr, ich bin es schon."

„Was zum Geier!" rief der Festgeber, „hat er so lang und so angelegentlich mit dem kleinen verschrumpften Wesen zu sprechen? Seht nur, seine Züge drücken erhabenen Zorn aus. Ich habe mit meiner Tante auch manchesmal solche Gespräche, wo beide Theile eben nicht auf Rosenblättern liegen, aber dann bin ich so kurz — so kurz — kürzer wie kurz. Ehe man die Hand umdreht, habe ich mein Thema abgehandelt, und Tantchen mit ihren Predigten über Schuldenmachen steht allein, eine didon abandonnata."

Derburg ging ihnen rasch entgegen, und mit einem sehr ernsten Gesicht auf die Dichterin zeigend, sagte er: „Ich bitte um Achtung, diese Dame ist Fräulein Zobel, eine Schriftstellerin und Freundin meiner verstorbenen Mutter."

Dieser letzte, aus Diplomatie erfundene Zusatz brachte seine Wirkung hervor. Die gefüllten Gläser wurden auf das Wohl der Dichterin

geleert, und sie selbst im Triumph in den Gartensalon zurückbegleitet, wo die Harfen ein Siegeslied anstimmten, und sämmtliche Lieutenants ein vive Corinna! anstimmten. Die Dichterin ergriff eine Champagnerschaale und leerte sie mit großem Anstande und unter großer Fröhlichkeit auf die Gesundheit der Helden des Vaterlandes. Hierauf wurden ihr Arbeitsbeutel und Shawl gereicht und umgehängt, und zwei Ehrenmarschälle begleiteten sie noch bis zur Treppe.

Als sie über diesen pomphaften und glänzenden Schluß ihres Abentheuers lächelnd nachsann, und die jugendlichen Gesichte noch vor ihren Blicken schwebten, hörte sie auf dem Trottoir hinter sich einen festen Schritt ihr nachkommen. Es war der Graf: „Bringen Sie ihr meinen Gruß,“ flüsterte er rasch, „sie soll bald von mir hören.“

Er war verschwnnden, ehe die Dichterin antworten konnte.

Eine Woche ungefähr nach diesen Vorfällen betraten in der Morgenstunde zwei Männer das Criminalgefängniß, vor deren Nahen die streng-

verschlossenen Zellen sich bereitwillig öffneten und das Verbrechen und die Schande ihre Heimlichkeiten blos legten. Diese zwei Besucher waren der Rath und der Advokat. Mit der Sicherheit, wie das Kind das Vaterhaus kennt, in dessen Räumlichkeiten mit Leichtigkeit sich zurecht findet, und auf den Treppen und Gängen verkehrt, so gingen die beiden Herren, die Kinder dieses Hauses, die langen Coridore auf und ab, und wo sie stille standen, sprang eine jener niedrigen Thüren auf, die, wie in einem Gasthause, mit Nummern bezeichnet waren. So mancher Eigner dieser Zellen lauschte auf die Tritte, die sich von dem Gange der Wächter stark unterschieden, mit athemversetzender Angst, ob sie vor seine Thür anhalten würden, und jenes entsetzliche Urtheil, das ihm dem Beile hingab, nun endlich doch erschallen werde. Andere, minder schuldig, doch nicht weniger geängstet, hatten eine kleine Bitte auf dem Herzen, einen unschuldigen Wunsch. Der Vater wollte den Besuch seiner Tochter erflehen; der schon lang Gefesselte wünschte eine Portion des gewohnten Tabacks; jener ein klei-

nes Spielwerk, daß ihm die ewige Einförmigkeit seiner Stunden verkürze — alle diese lauschten, das Ohr an ihre doppelte Kerkerthür gepreßt, auf die Schritte jener beiden, und sanken stöhnend und wie gebrochen auf den Boden nieder, da sie hörten, wie sich diese Schritte von ihrer Thür entfernten und im Gange verklangen. Diesen beiden Spaziergängern, die so einig in ihren Wünschen und Ansichten waren, schien es Vergnügen zu machen, die getäuschten Erwartungen bei den Unglücklichen zu erregen; sie blieben öfters plötzlich an einer Thüre stehen, und rückten an dem Schlosse, und wenn sie leise Töne inwendig zu vernehmen glaubten, schritten sie lächelnd weiter. Es ist so verschieden, was der Mensch sein Vergnügen nennt; dieses erfinderische, unschuldige Spiel, das wir hier die beiden Herren treiben sehen, und das nur auf den Kitzel hinausläuft, eine qualvolle Minute mehr einem schon ohnedies Gequälten zu bereiten, kann eben sowohl Vergnügen genannt werden, als es der ästhetische Genuß ist „Göthe's Iphigenie" einmal vollendet gut darstellen zu sehen.

Endlich blieben die Herren vor einer Thüre stehen, und diese wurde aufgeschlossen. Es war ein viel besseres und anständiger eingerichtetes Zimmer, als die andern Klausen dieses Pallastes des Jammers. Das Zimmer hatte zwei Fenster und eben so viel Stühle und Betten nebst einem Tische, über den ein verschossener grüner Teppich gebreitet war. Am Tisch, das Haupt auf die Hand gestützt, so daß die langen dunkeln Locken über den weißen Arm hinstürzten, saß ein junges Mädchen, und schreckte auf, als sie die Thüre öffnen hörte. Sie sah starr vor sich hin und schien verwirrt und gleichsam schlaftrunken; sie stand auf und that einige Schritte ins Zimmer vor, indem sie ihre Locken ordnete und über die Falten der schwarzen Seidenschürze hinstrich, doch alles das wie in Bewußtlosigkeit. Der Gefangenwärter wollte sich ihr nähern, um ihr den Besuch anzukündigen, allein sie wich ihm scheu und flüchtig aus und trat in die Ecke des Zimmers, wo sie sich halb hinter das Bette verbarg. Von dort aus betrachtete sie den fremden Herrn, der eintrat, mit einer Miene des Schreckens und

der Furcht. Herr Lobmeyer kam allein, der Rath war auf dem Gange geblieben, denn er hatte Gründe, anzunehmen, daß sein Anblick nicht eben günstig auf die Unterhandlungen wirken werde, die sein Freund unternehmen wollte. Man hatte die Zeit gewählt, wo Frau Sempel im Hofe spazieren geführt wurde.

Im Aeußern des Advokaten lag nicht viel Einnehmendes, dennoch wurde er jetzt von einem jungen und hübschen Mädchen mit einer Aufmerksamkeit betrachtet, die unter andern Umständen und bei einer anderen Gelegenheit diesem Priester der Themis nicht wenig schmeichelhaft gewesen wäre. Aber dieses scharfe und sicher spähende Auge gehörte dem Unglück, und es täuschte sich nicht, trotz der Verstellung, trotz des anmuthigen und belebenden Lächelns, das der Advokat über seine Züge gleiten ließ, behielten diese doch für jenes spähende Auge ihre geheime deutliche Sprache. Diese Züge, die nie Würde, Anmuth oder Schönheit ausgestrahlt hatten, die eben so wie die Gedanken, deren Verkünder sie waren, geknickt, verschoben, gleisnerisch blinzelnd

und im Hinterhalte lauernd sich gebehrdeten, warfen keinen Funken jenes edlen Feuers in die Seele des Beschauers, an dem sich der tugendhafte Muth entzündet. Diane erwiderte seinen Gruß schüchtern und kraftlos. Der Advokat machte Versuche, sie aus ihrer Ecke hervorzulocken. „Mein schönes Kind," hob er an, „ich komme nicht, wie Sie vielleicht fürchten, Ihnen Unheil zu verkünden; im Gegentheil, Sie sehen in mir einen Freund, der sich angelegen sein lassen wird, Ihrem Schicksal eine günstige Wendung zu geben."

Sie kam hervor und setzte sich mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber, an den Tisch, mit dessen grüner Decke ihre Finger gedankenlos spielten.

„Sie sind allein, ohne Angehörige, ohne mächtige Freunde" — hob der Advokat wieder an.

Diane blickte auf: „Ja das bin ich!" rief sie. „Ich bin allein, ohne Angehörige, ohne Freunde! In weiter Welt verlassen, trostlos verlassen!" Es lag ein Ton unendlich bittern Schmer-

zes in diesen wenigen Worten. Der Advokat lehnte sich zu ihr hinüber und ihre Hand leise berührend, sagte er: „Fassen Sie Muth, Sie sind nicht ohne Freunde, armes Kind. Ich — ich zum Beispiel bin ihr wahrer Freund. Sie blicken mich verwundert an? Sie kennen mich nicht, sahen mich noch nie; nun so wissen Sie, ich bin der Mann, der die Anklage gegen Sie geführt."

Die arme Diane sah verwirrt empor. Die Verbindung dieser beiden Sätze war für ihren einfachen, kindlichen Geist zu kühn. Sie begriff nicht, wie man ihr Freund sein und zugleich sie ins Unglück stürzen köune. Mit einem bittern Lächeln wandte sie sich von dem Manne ab. „Verstehen Sie mich recht," hob Herr Lobmeyer wieder an, indem er sich über die Wirkung seiner Worte ergötzte, „ich habe die Anklage vorgebracht, weil ich es mußte, aber nichts hindert, daß ich eine andere Ueberzeugung gewinne. Ich will Sie nicht ermüden, gute Kleine, mit Auseinandersetzungen von Dingen, die Sie nicht verstehen würden, ich erkläre Ihnen nur ganz offen, daß

es in meinen Händen steht, Sie und Ihre Pflegemutter wieder auf freien Fuß zu setzen."

In Dianens Blicken leuchtete das lebhafteste Entzücken. Sie sprang auf, und ohne zu bedenken, wo sie war, warf sie ihre zarten Arme um den Hals des Advokaten, indem sie unter Thränen ausrief: „Ach, wenn Sie das können! Führen Sie mich jetzt — jetzt gleich hinaus. O, diese gräßlichen Nächte und Tage, die ich hier verlebte, sie morden mich. Diese Schmach tödtet mich. O, führen Sie mich fort ins Freie, unter die Blumen, in die Sonne, auf die lebhafte, heitre Straße, und ich will Ihnen danken, ich will Sie lieben, wie ich meinen Vater geliebt haben würde! — Soll ich meine Sachen zusammennehmen? — Darf ich?" — Sie flog, leicht wie eine Feder, durchs Zimmer. Eine zarte Röthe färbte ihr Gesicht, ihre Augen blitzten. Herr Lobmeyer saß und spielte mit seinem Stockknopf.

Diane blieb vor ihm stehen und rief „Nun?"

„Mein Kind, so schnell gehts nicht. Ich

sagte Ihnen, ich will Sie befreien, allein, verstehen Sie mich wohl, unter gewissen Bedingungen."

Diane blickte ihn an: „Aber wenn ich unschuldig bin, wenn Sie diese Ueberzeugung gewonnen haben, wer kann mich dann noch halten?" —

Herr Lobmeyer sah zur Seite, denn es war ihm unmöglich, den fragenden Blick der großen, klaren Engelsaugen, die in seine tiefste Seele dringen zu wollen schienen, zu begegnen. Er spielte mit einem Stückchen Papier, das er zusammenrollte: Diane entriß es ihm, und rief: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!" — Ihre Hand zitterte, ihre Brust flog fieberhaft.

„Nicht so leidenschaftlich, Kind!"

„Sprechen Sie! Wer kann mich dann halten?" —

„Kommen Sie," sagte der Advokat, „Setzen Sie sich. Lassen Sie uns vernünftig reden. Haben Sie schon über ihre Zukunft nachgedacht? Sie sind ein Findling, ein solcher hat kein Dach und Fach. Wenn wir auch Sie frei sprechen, so

ists die Frage, ob ein Gleiches der Frau Sempel bevorsteht? Wo wollen Sie dann hin? Ein Dienst, eine Stelle? Pah, die wird sich jetzt nicht mehr so leicht finden, denn aus diesem Hause wird der Weg in ehrliche Bürgerhäuser nur schwer gebahnt. Sie werden allein stehen, Armuth, Elend, vielleicht noch etwas Schlimmeres, wird auf Sie eindringen. Krankheit kann Sie befallen, und dann findet man Sie eines Tages mit Beulen bedeckt, in Lumpen gehüllt, in irgend einem verlassenen Winkel. Sie werden ins Spital gebracht, aber zu spät, nach einem langen Siechbette tritt der Tod auf Ihre Lippen."

Diane hörte schaudernd diese langsam und sehr ausdrucksvoll vorgetragene Schilderung, sie schrak bei jedem Worte zusammen, und die schöne Röthe der Hoffnung und Freude auf ihren Wangen gezaubert, verlor sich immer mehr, wie die scheidende Sonne ihre rothen Lichter in immer bleicheren Schein umwandelt. Sie saß, die Hände in den Schooß gefalten, und starrte vor sich hin, als sähe sie schon jene Gestalten des Elends, der tiefsten Verlassenheit vor sich, die

die Rede des Mannes herzauberte. Dieser Mann fand ein Wohlgefallen daran, mit rohen, harten Fäusten in den Blumenflor einer weichen jungfräulichen Seele zu wühlen, um dann, die Hand hervorziehend, die geknickten Kelche zu zählen.

„Sie brauchen sich nicht zu kümmern, sage ich Ihnen. Es giebt immer noch Menschen, die für Sie sorgen werden. Ihr Schicksal ist in guten Händen, Sie müssen nur nicht kindisch sein, mein Liebchen.“

„Nein, nein!“ rief Diane, „ich werde dankbar sein, sehr dankbar!“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, als ein Geräusch an der Thüre ihre Worte unterbrach und ihre Blicke dorthin lenkte. Als sie dort ein Antlitz erblickte, das hineinsah, entfuhr ihr ein gepreßter Schrei und sie legte die Hände vor die Augen.

„Zu früh!“ murmelte der Advokat, indem er seinem Freunde einen mißbilligenden Blick zuwarf, worauf dieser verschwand. Diane stützte sich an den Tisch, stumm und bleich; ein heftiger Kampf ging in ihrer Seele vor. Herr Lobmeyer

wollte ihre Hand fassen, sie entzog sie ihm, und ein krampfhaftes Schluchzen arbeitete sich aus der Tiefe der Brust empor.

„Also Sie wollen mir hübsch folgen, in dem, was ich Ihnen rathe?“ fragte Herr Lobmeyer.

Kaum hörbar antwortete das Mädchen: „Ich bleibe hier, ich mag nicht hinaus! Nein, nein, ich mag nicht! —“ Sie zog sich wieder in die dunkle Ecke zurück, scheu, wie ein gequältes Vögelchen, das sich in seinen Käficht, vor der Hand, die hineingreift, in dem fernsten Winkel, an die Stäbe sich klammernd, zu bergen sucht. Alles, was der Advokat jetzt vorbrachte, war in den Wind gesprochen. Dianens Blicke gingen nur scheu zur Thüre, um zu prüfen, ob sie sich nicht öffnen, und das Schreckbild wieder erscheinen werde.

Herr Lobmeyer fühlte einen großen Widerwillen dagegen, seine Zeit unnütz zuzubringen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, zu siegen. Wenn es ihm gelang, auf diese Weise, die er mit seinem Freunde verabredet hatte, Diane bei Seite zu schaffen, so konnte keine Rede weiter

sein, daß sie jemals ihm wieder gefährlich wurde. Nachdem er also den Weg der Güte, wie er glaubte, vergebens versucht hatte, griff er zur Strenge. „Schon gut," sagte er, indem er mit Lächeln Anstalten machte, sich zu entfernen, „ich habe dann gethan, was ich thun konnte. Wenn ich jetzt meine Hand von Ihnen abziehe, so ist es ihre Schuld, und wahrhaftig, auch Ihr Schade. Was jetzt Schlimmes folgen wird, messen Sie Ihrem Eigensinne zu."

„Und was kann Schlimmes folgen?" stammelte Diane zitternd.

Ein leises Pochen wurde an der Thüre gehört: Der Advokat sah sich um, und eilte rasch zur Thüre. Diane klammerte sich an ihn, indem sie schrie: „Um Gotteswillen — wird man mich an den Pranger stellen? Wird man mich tödten?"

Das Klopfen ließ sich nochmals hören. Der Advokat machte sich los und trat hinaus. Diane blieb am Boden liegen. Sie hatte nicht die Kraft, sich aufzurichten. Es giebt Augenblicke, wo wir fühlen, daß das Maaß unser Leiden voll-

gestrichen ist, daß die Thränenschaale sich bis an den Rand gefüllt hat; ein solcher Augenblick war es, der jetzt an die Seele des armen verfolgten und verlassenen Kindes rührte. Sie fühlte die kalten Bretter des Fußbodens an ihrer Stirn, aber sie waren ihr süß, es war ihr, als sei es die dunkele, kühle Erde! Sie wühlte sich hinein in die schwarzen Blumenkelche des Todes' sie wollte tiefer und tiefer dringen, damit die Erde sie aufnehme und im feuchten, kalten Grunde sie Ruhe fände. Ach, nie ward wohl so schwere Prüfung auf ein so junges Herz gelegt. Wohin sie blickte, kein Hoffnungsstrahl, hier Schmach und Kerkernoth, draußen Verfolgung und Schande — und auf der weiten Erde kein Herz, das für sie schlug. Kein Vaterauge, das auf sie blickte, keine Mutterarme, die sich für sie ausbreiteten! — Als sie Tritte der Thür sich nähern hörte, wendete sie sich etwas weiter ab, und blieb an dem Bette gelehnt, in liegender Stellung, das Haupt tief gesenkt. Die Gastwirthin war es, die hereintrat, und von ihren Armen umschlossen,

erwachte die Halbohnmächtige aus ihrer Erstarrung.

„Mutter, Mutter!" rief sie. „Sie werden kommen, und uns beide zum Tode führen. Ich sah es! Eine Menge Volks strömt auf den Platz, immer mehr und mehr Schwärme und Züge. Auf einem elenden Karren — ich und Du! Die Pferde werden angetrieben — dort, dort! Das Gerüst! — Wenn das blutige Messer von Deinem Blute noch trieft, dann kommen sie an mich! Oh! — Halte mich — oh! rette, rette mich!—"

Frau Sempel stützte das arme Kind, das todtenblaß aussah und aus dessen Blicken der Wahnsinn zu sprechen schien. Diane stieß den Arm, der sie halten wollte, zurück, und sich mit ganzer Macht zurück werfend, schrie sie: „Oh! oh!" — Aber plötzlich richtete sie sich auf, und flüsterte der Wittwe ins Ohr: „Aber wenn ich todt sein werde, dann darf ich ihn lieben! Dann ist er mein! Ich werde ihn hüten, vor aller Gefahr hüten! Der gute Gott wird mir dazu Erlaubniß geben. Ich werde um sein Lager schweben, ich werde seine Pulsschläge zählen, wenn er

krank ist, und wenn er heiter und glücklich ist, werde ich in sein Auge sehen, in dies Auge, in das ich einst sah, als ich, ein armes, schwaches, krankes Kind, an seiner Schulter lag, und der Morgen dämmerte, und wir allein und einsam in der dunkeln Kutsche saßen."

„Du versprachst mir," sagte Frau Sempel, indem sie sich die Thränen trocknete, „dies nie zu vergessen, und ich seh' mit Vergnügen, daß Du Wort hälst."

Dianen's Züge hatten sich verändert; noch immer trugen sie das Gepräge des Wahnsinns, allein es war der klare, leuchtende prophetische Wahnsinn, der den frommen Seher macht. Sie sprach nicht, allein ihre Blicke in großer Klarheit und Reinheit waren nach oben gerichtet.

„Wir werden nicht sterben," sagte Frau Sempel. „Es ist unmöglich, daß man uns umkommen läßt. Du bist ein Kind, Katharina, ich aber kenne die Welt. Du wirst sehen, wir gehen im Triumph aus dem Kerker, und anders thue ich es auch gar nicht."

Während hier die Wittwe ihre Zuversicht

ausſprach, daß man ſie nicht aufs Blutgerüſt bringen werde, entfernte ſich der Rath und Herr Lobmeyer langſam und in einem leiſen fortgeſetzten Wortwechſel vertieft, den Gang hinab. Der Grund dieſer Streitigkeit war ein Schreiben, das dem Rath übergeben worden war, während er den Reſultaten der Wirkſamkeit ſeines Freundes im Zimmer der beiden Frauen entgegenſah.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte der Rath, „dieſer Brief kommt von einer Seite her, wo wir am wenigſten Störung unſerer kleinen Pläne erwarteten.“

„Von wo denn?“ fragte der Advokat ungeduldig.

„Leſen Sie ſelbſt.“ Herr Lobmeyer ergriff mit Ungeduld das Papier, als er die wenigen Zeilen, die es enthielt, durchflogen hatte, gab er es mit einem gleichgültigen Lächeln zurück. „Begreifen Sie das nun?“ fragte ſein Nachbar. „Was geht den Miniſter dieſer Handel an? Ich ſoll über dieſen Fall umſtändlich Seiner Excellenz berichten, und das zwar heute oder mor-

gen. Sagten Sie mir nicht, das Mädchen hätte gar keine Freunde?"

„Im Gegentheil, Sie werden sich besinnen, daß ich Ihnen sagte, sie hätte solche, und zwar Leute von Ansehen."

Der Rath zog seine schmalen Lippen zusammen, als hätte er einen übel zubereiteten Bissen verschluckt, oder von sauerm Wein getrunken.

Herr Lobmeyer sah ihn von der Seite an und lächelte. Der Rath bemerkte es und erwiderte verdrießlich: „Sie lächeln über alles. Ihnen macht nichts Kümmernisse. Was soll ich nun Seiner Excellenz berichten? Weiß ich etwas von diesem Mädchen?"

„Sagen Sie dem Minister, daß Sie gewisse tugendhafte Pläne —"

Der Rath faßte den Arm des Advokaten und drückte ihn derb. „Schweigen Sie. Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen. Von meinen Absichten kann gar nicht mehr die Rede sein, da das Ding Beschützer gefunden hat."

„Bah! Ich würde sie so leicht nicht aufgeben.“ —

„O, es ist noch nichts entschieden,“ erwiderte der Rath mit großer Beklemmung. „Man wird sehen, was sich wird machen lassen. Wollen Sie mir die Akten zusenden, das ich zusammen stelle, wie ich es passend finde?“

„Mit Vergnügen.“

„Ihr Name, Ihr Ruf thut schon viel,“ bemerkte der Criminalrath, fortwährend beklemmt. „Wenn man sieht, daß Sie die Sache angeregt. Man kennt Sie als einen Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit, besonders unter den Vornehmen nehmen Sie diese Stellung ein.“

„Bitte gehorsamst. Wenn mein Ruf nur einen Theil des glänzenden Schimmers hätte, den der Ihrige ausstrahlt.“

„Sie belieben zu scherzen,“ flüsterte der Rath. „Dieser inpertinente Zettel hat mir eine böse Stunde gemacht.“

„Wir wollen ihn mit einem Austernfrühstück hinunterschwemmen,“ rief der Advokat munter; allein der Rath erwiderte mit derselben sauern

Miene, wie oben: „In der That, ich muß danken. Ich habe den Appetit gänzlich verloren.“

Sechstes Capitel.

Die Befreiung.

Fräulein Annette Zobel saß an ihrem Schreibtische. Vor ihr brannte die verdeckte Lampe und die Dichterin hatte das Haupt auf die Arme gestützt, als sänne sie über eine Phantasieschöpfung nach; aber nie war die Phantasie ihr ferner gewesen, als jetzt. Vor ihr lag der Brief eines Buchhänhlers nebst dem Blatt einer litterarischen Zeitung; in dem einen standen schöne belobende Ausdrücke, in dem andern eine sehr günstige Beurtheilung des letzten Romans der Schriftstellerin; allein Fräulein Zobel vermochte dies nicht zu rühren. Ihr Herz war krank und voll Unruhe. Sie besaß eine kleine Sammlung Fami-

lienportraits, unter diesen auch das Bild des Advokaten, ihres Vetters. Sie hatte es mit einem Stückchen Trauerflor umhängt: „Bleibe," sprach sie, „bleibe unter diesem Nebel, bis Du wieder siegend hervorzutreten im Stande bist. Wie ein Ritter, der seine Waffen in unedlem Kampfe beschimpft hat, so hülle ich Auge und Mund, die Waffen unserer heutigen Ritter, in Trauerflor!" — Als diese Achtserklärung geschehen war, fühlte sich die Dichterin beruhigt. In ihrer kleinen Portraitsammlung fand sich nur noch ein so düster verschleiertes Bild, es waren die Züge eines Mannes, der durch Treubruch den Tod eines jungen Mädchens herbeigeführt hatte, dagegen hatten andere Bilder Kränze, und einige sogar Kronen von Goldflittern. Es waren diejenigen Verwandten der Dichterin, von denen einzelne rührende Züge, oder selbst treffliche Handlungen ihr bekannt geworden waren.

Drei Wochen waren vergangen, seitdem das Fräulein dem jungen Grafen die wichtigen Mittheilungen gemacht, und seitdem hatte sich vieles ereignet. Die Dichterin stand in unmittelbarer

Verbindung mit dem Grafen, und der Unterhändler war der junge Gärtner. Auf dessen Erscheinen wartete sie auch jetzt, denn er hatte versprochen, noch in später Nacht zu kommen. Es war nahe an Zwölf, und noch tönte nicht die Klingel. Sollte auch er die arme Diane vergessen haben? Die Dichterin wußte nicht, an wen sie sich alsdann noch wenden solle, aber sie beschloß, wenn es nicht anders sein könne, selbst bis zum Throne vorzudringen. Die Kühnheit dieser Ueberzeugung machte, daß sie sich stolz erhob, und in ihrem Zimmer auf- und abschritt, in dem siegenden Schritt einer triumphirenden Heldin. „Komm heraus, Welt!" rief sie — „komm heraus! Ich — ich will es mit Dir aufnehmen. Sie sollen das Feld nicht behalten, die Schlechten! Sie sollen nicht!" — Sie blieb stehen, und heftete ihre Blicke auf die Bilder großer Dichter, die in ziemlich elenden Lithographieen an der Wand, über dem Schreibtisch, hingen. „Könnte ich es vor Euch verantworten?" rief sie, die Augen bescheiden senkend, „Ihr, meine Meister und Herren, wenn ich anders handelte?

Würde nicht jeder schöne Vers, jeder erhabene Gedanke, den ich von Euch im Busen bewahre, mir auf der Seele brennen, wenn ich vor der Welt schmachvoll zitterte und ihrem Grimme?" — Die lächelnden Gesichten der Heroen sahen bei diesen Worten, wie befremdet und erstaunt auf sie herab. Sie schienen sagen zu wollen: „Ist es an uns, die Welt zu bessern? Sind wir die Märtyrer der Tugend? Wir dienen der Schönheit, dem Reize, dem Glücke. Wir sind die Apostel der Welt, für sie zu kämpfen; nicht gegen sie!"

Von diesem geheimen Spruche der Dichter schien das arme, kleine und häßliche Fräulein keine Ahndung zu haben. Wie gesagt, sie kannte die Welt nicht in ihrem Glanze, in ihrem Trotze, in ihrem Hohne, in ihrer wilden und leidenschaftlichen Begier. Sie wußte nicht, was es heißt, gegen diesen prächtigen Giganten kämpfen, der keine Schleuder eines frommen Hirtenknaben mehr fürchtet, der nichts mehr fürchtet, seitdem er über alles herrscht.

Der Zug der Klingel erweckte die Dichterin

aus ihren Träumereien. Sie nahm ihre Studirlampe und ging eilig über das dunkle Vorzimmer, indem sie rief: „Endlich kommt er!“ Die Fenster des Zimmers standen offen, und die Gerüche der Blumen streuten ihr Aroma in die kühle Luft, die einströmte. Als die Dichterin die Thür mit einiger Anstrengung geöffnet, denn sie war schon für die Nacht verschlossen, stand — Diane vor ihr. Es ist ein altes poetisches Wort, daß zur stillen Nachtstunde geheimnißvoll, Glück wie Unglück in mächtiger Gestalt vor uns treten. Wie die Schatten der Nacht die physischen Gegenstände vergrößern, so läßt ebenso die späte Stunde die moralischen Eindrücke in colossalem Maaße und mit unendlich vergrößerter Macht auf uns einwirken. So erschien Christus seinen Bekennern geheimnißvoll, erschütternd und wunderbar in später Nachtstunde. Während die einsame Nachtlampe brennt, und Stille um uns herrscht, sind wir geneigt, die Nähe großer, bedeutender Geschicke zu ahnen. Das Bekannte betritt unsere Schwelle mit einer besonderen, unerwarteten Mission beauftragt, und selbst die all-

tägliche Erscheinung legt das Gewand des Ahnungsvollen und Wunderbaren um. Die Dichterin empfand einen leisen Schauer, als sie das verlorene Kind so plötzlich vor sich sah. In der Aufgeregtheit, die diese eben geschilderten misteriösen Einflüsse der Nacht in ihr bewirkten, glaubte sie ein Wunder zu erblicken; allein Dianens innige und stürmische Umarmung, die heiße Wange, die an die ihrige sich drückte, das warme jugendliche Herz, das an ihrem Busen klopfte, überzeugten die zärtliche Beschützerin bald, daß kein Phantom der Nacht ihre Einsamkeit zu stören kam.

„Mein Goldkind, mein einzig Mädchen, mein Leben!" rief Annette Zobel, und schloß die Wiedergefundene an ihr Herz. „Bist Du es wirklich? Hat man Dich frei gelassen, oder hast Du, wie fromme Sagen es von den Unschuldigverfolgten melden, die Eisenstäbe Deines Kerkers wie dünne Rohrstöcke gebrochen? Sprich! — oder sprich lieber nicht. Du bist außer Athem. Setze Dich, Kind! Hierher, auf's So-

pha, hier haben wir ja so oft beisammen gesessen."

Diane ließ sich von ihrer mütterlichen Freundin zu dem Ruhesitz leiten, und hier schloß das kleine Fräulein noch einmal ihre Arme um ihren Schützling. Sie band ihr den Hut ab, legte ihn sorgfältig bei Seite, löste das Halstuch, und war eben daran, auch das spannende Kleid zu lösen, als Diane die mageren Hände ergriff, sie mit Thränen netzte und an ihre Lippen drückte.

„Du arme Kleine!" rief Annette Zobel mit stammelndem Tone.

Diane berichtete nun, daß man sie vor wenig Stunden der Haft entlassen habe, ohne ihr anzugeben, welchem Umstande oder welcher Fürsprache sie diese Befreiung verdanke. Ein Mann, den sie nicht gekannt, der aber ein ehrwürdiges Aeußere gehabt, wäre mit ihr in einen Wagen gestiegen, hätte sie auf ihre Bitten hierher gebracht, nnd ihr versprochen, sie später nochmals zu besuchen. Die Gastwirthin sei noch im Gefängniß; doch habe der fremde Mann geäußert, daß auch sie bald auf freien Fuß gesetzt würde.

Diesen Bericht brachte Diane unter häufigen Unterbrechungen, die durch die Fragen der Dichterin veranlaßt wurden, vor. Als endlich jeder einzelne Umstand gehörig besprochen war, rief das Fräulein mit glänzenden Blicken: „Deine Befreiuung ist sein Werk! Ich kann daran nicht zweifeln, obgleich er mich nicht das Mindeste über den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen hat wissen lassen.“

„Wessen Werk!“ rief Diane, und faßte leidenschaftlich die Hände ihrer Freundin.

„Meines edlen Percy!“ entgegnete Annette.

„Wer ist das?“ fragte Diane verwundert.

Die Augen der Dichterin drückten alle Schalkhaftigkeit, allen Muthwillen der besseren Tage aus, und sie antwortete mit den Strophen einer alten Ballade:

„Kennst Du ihn nicht? Hast Du ihn nie gesehn?
Stolz auf dem Hut des Federbusches Wehn?
Treu' ist sein Aug', das liebend Dich erspäht,
Roth ist sein Mund, der Dich um Lieb' gefleh't!“

Diane senkte die Augen. „So ist geschehen, was ich nicht wünschte,“ sagte sie leise und mit abgewandtem Gesicht.

„Ja,“ entgegnete die Dichterin, „es geschah, und zwar mit festem Willen und redlichem Entschluß. Kind, wenn wir unsere Freunde nicht nutzen, wozu haben wir sie denn? Der Graf hat Deine Befreiung bewirkt, er hat wie ein Ritter für Dich gekämpft.“

„Gekämpft?“ schrie Diane auf.

Das Fräulein sah sie erstaunt an. „Wer sagte Dir?“

„Mir? — Niemand! Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“

„Nichts,“ entgegnete Annette Zobel ruhig; allein Diane warf sich in ihre Arme. „Er hat um mich gekämpft, er ist verwundet?“ — schrie sie unter Schluchzen — „ich weiß alles!“

„Nein, nein!“ rief die Dichterin. „Himmel! welch ein thöricht Kind doch dies ist!“ Wiederum ertönte die Klingel, sie stand auf, um zu öffnen, indem sie vor sich hinsprach: „Diesmal wird er es sein. Ich muß ihn draußen

empfangen, damit sie nichts merke.“ Aber Diane war ihr nachgeschlichen, und als die Thür geöffnet wurde, hörte sie im flüsternden Tone Friedrichs Stimme. Schnell war die Thür aufgerissen, und der junge Gärtner von ihr in das Zimmer gezogen.

„Sie kommen von ihm?“ rief Diane außer sich. „Lebt er? Ist er verwundet? Antworten Sie, wenn Sie mich lieben.“

Diese letzte Beschwörungsformel wirkte in voller Macht auf den jungen Schwaben. Er hatte gleich bei seinem gezwungenen Eintritt einige telegraphische Zeichen mit der Dichterin gewechselt, und durch diese erfahren, daß er schweigen solle, allein die treuen Augen des Jünglings, als sie in das vom bitteren Leid erschütterte Gesicht seines geliebten Mädchens blickten, vergaßen schnell die auferlegte Stummheit, und ein zärtlicher Blick voll Mitleid und voll geheimen Trost war die erste Antwort, dann folgten die Worte, die schnell, und gleichsam wie Diebe in der Nacht, über die Schwelle seiner Lippen flohen: „Es

ischt besser. Der Arzt hat den Verband erneut, und wirklich schläft er."

Diane stürzte in ihre Kniee und faltete, starren Blicks, die Hände in den Schooß. So blieb sie unbeweglich, während die beiden sich um sie mühten. Anfangs war der junge Schwabe wie verblüfft, er schien nicht zu begreifen, was um ihn geschah, der Anblick Dianens hatte ihn in diesen Zustand versetzt. Er sah nur sie, er hörte nur ihre Stimme, und jetzt erst, da er die schlimme Wirkung seiner Nachricht erkannte, schien ihm ein Licht aufzugehen. Er stand da, und seine Mütze unter den Händen drehend, rief er: „Ach, Mamsell, hätt' ich gewußt, daß Schi ihn so lieb haben!" Weiter vermochte er nichts zu sagen, sondern wandte sich leise fort, und schritt der Thüre zu, dessen Schloß er faßte, und dann stehen blieb, und nochmals einen Blick rückwärts sandte, der von Niemandem bemerkt wurde, denn Diane kämpfte noch ihren schweren Kampf, und die Dichterin war bemüht, ihr ein kleines Glas mit Essig vorzuhalten. Friedrich konnte sich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen,

er stand noch immer an der Thür; das Fräulein wurde seiner ansichtig und winkte ihn heran, indem sie ihm zurief: „Es ist nicht hübsch von Dir, mein Sohn, jetzt wegzulaufen, nachdem Du das Unglück angerichtet hast.“

„Ich bitte sehr um Entschuldigung,“ wendete Friedrich ein und machte eine tiefe Verbeugung.

„Laufe nach dem Arzt, mein Sohn.“

Friedrich eilte zur Thür. „Ei,“ zürnte die Dichterin ihm nach, „wie einfältig! hab ich Dir denn schon die Nummer und die Straße gesagt?“

„Es ischt wahr,“ entgegnete der Gärtner und kehrte um. Eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht. Es sollten eben die verlangten Bezeichnungen gegeben werden, als Diane vom Boden auffuhr, Friedrichs Hand ergriff, ihn mit großer Schnelligkeit und Kraft in die entfernte Ecke des Zimmers zog, und ihm zuflüsterte: „Gehen Sie, Friedrich, erwarten Sie mich unten an der Thür, ich komme sogleich nach! Um Gotteswillen, kein Wort weiter!“

Der Gärtner verbeugte sich, zum Zeichen eines schnellen, unbedingten Gehorsams, dann

verließ er das Zimmer. Als er fort war, beklagte sich die Dichterin bitter über seine Ungeschicklichkeit, und hielt eine kleine Abhandlung, in welcher sie bewies, daß die Männer eigentlich zu keinem Geschäft in der Welt, es führe Namen, welche es wolle, zu brauchen seien, und daß sie durchaus unnütze Brodesser des lieben Herrgotts wären. Diane hörte diese schwere Anklage nicht, ihre Gedanken waren weit aus dem Bereich des Zimmers entflohen. Sie stand am Fenster, wo sie so oft gestanden hatte, der Stuhl, ihr Lieblingsplatz, nahm genau dieselbe Stelle ein, wie damals; noch waren Spuren der Schraube des Nähzeugs dem Fensterbrette eingeprägt, die Zeichen ihres stillen Arbeitsfleißes, die Falten des Vorhangs lagen unverändert, drüben die Bilder an der Wand, der kleine Tisch unterm Spiegel, auf dem das Kästchen für den Thee stand; alles stand und lag wie damals, nur sie selbst war völlig verändert, und paßte in diese stille Umgebung nicht mehr hinein. Wie ruhig flossen einst ihre Tage dahin, wie hatte jede Stunde ihr gleichmäßiges Geschäft, ihre Arbeit

und ihre Ruhe. Jetzt stand sie, mit dem bittersten Leid der Erde belastet, in Angst, sorgend um des Geliebten Leben, und alle Bilder der Ruhe und des Fleißes waren ihr weit in die Ferne gerückt. Sie stand abgewandt, damit die Freundin ihre Aufregung nicht bemerken solle; aber das alte Fräulein hatte scharfe Augen; sie hatte die eilige Zuflüsterung der Beiden vorhin bemerkt, und wußte sie nicht zu deuten. „Was hast Du ihm aufgetragen?“ fragte sie jetzt. „Gewiß verbotest Du ihm, den Doktor zu rufen?“ —

„Allerdings that ich das!“ entgegnete Diane stockend, und nicht wissend, was sie antworten sollte. „Wenn ich nur wüßte, welches Unglück geschah?“

„Es ist kein Grund vorhanden,“ sagte die Dichterin, „warum ich Dir es jetzt noch verschweigen sollte, da der unvorsichtige Bursche doch einmal mit der Lärmtrommel ins Haus gefallen ist.“ Hier folgte nun ein umständlicher Bericht von dem ersten Erscheinen der alten Dame beim Bachanal bis zu der Unterredung mit dem Gra-

fen. Diane hörte geduldig zu, obgleich sie vor Begierde brannte, das Zimmer zu verlassen. Sie glaubte unten Friedrichs Stimme und seine ungeduldigen Mahnungen zu hören. Endlich hatte die Dichterin „den Köcher ihrer Pfeile“ geleert. Nach ihrer Ansicht hatte der Graf ein Duell gehabt mit einem jener übermüthigen „Thirsusschwinger,“ die in der „Halle“ gelärmt hatten. Der Zweikampf hatte vor einer Woche ungefähr stattgefunden, und der Graf war dabei sehr gefährlich — das Wort lebensgefährlich — wollte der Berichterstatterin nicht über die Lippen — verwundet worden. Der Gärtner war von allem unterrichtet, und er war es, der der Dichterin die neuesten Nachrichten hinterbrachte.

Beim Schluß dieser Erzählung verwunderte sich Annette Zobel, ihren Schützling so gefaßt zu finden, wie schwer aber wurde es dem armen kranken Mädchen, diese Ruhe zu erkünsteln; doch mußte es geschehen, um die Dichterin ihrerseits zu beruhigen und zu entfernen. Endlich begab sich diese zu Bette, und kaum hatte sich die Thür ihres Schlafgemaches geschlossen, als Diane vom

Sopha aufsprang, die wohlbekannte Räumlichkeit nützend, in einen Mantel gehüllt, hinausschlich, und athemlos die Straße erreichte, wo sie an einer dunkeln, beschatteten Stelle ihren Führer stehen sah. Sie gab ihm freundlich die Hand: „Lieber Friedrich,“ flüsterte sie, „lassen Sie uns eilen; ich muß ins Haus des Kranken!“

„Ich werde Schie führen, Mamsell. Wir haben ziemlich weit zu gehen!“

Sie legte ihren Arm in den seinen. Auf ihre Hand fiel ein warmer Tropfen. Sie blickte ihren Begleiter zerstreut an, dieser sah zum Himmel, indem er eilig sagte: „Ich glaube es regnet!“ — Armer Knabe! die Lüge war übel angebracht. Die Sterne standen nie so klar am dunklen Gewölbe, als gerade jetzt. Aber Diane glaubte ihm, sie hätte ihm geglaubt, wenn er gesagt hätte, daß Feuer vom Himmel tröpfele. Sie hüllte sich tiefer in ihren Mantel und trieb zu größter Eile. Die Straßen der Stadt waren einsam, es kam den Wanderern auf dem Trottoir Niemand entgegen, und ihr fliegender Schritt ward nicht gehemmt. Beide waren jung,

beide verzweifelnd, beide unglücklich, und so war ihr Schritt gleich schnell, das Stummsein auf beide gleich vertheilt, nur wenn Diane etwas anders als sich und ihren Schmerz hätte fühlen mögen, so wäre ihr nicht entgangen, wie der Arm, auf den sie sich stützte, manchesmal schüchtern Versuche machte, den gestützten Gegenstand näher an sich zu ziehen, wie sich dunkle Augen auf sie hefteten, und wie ein warmer Athem ihre Wange streifte. Aber wie gesagt, es waren schüchterne Versuche und Dianens Herz sympathisirte mit den Pulsschlägen eines weit entfernten, nicht dieses nahen Herzens. Es ist sehr bitter, wenn man seine Geliebte selbst zu einem begünstigten Nebenbuhler führen muß, und diesen Wermuthstrank hatte der arme Schwabe jetzt in vollem Maaße zu leeren.

Endlich war das Haus erreicht — endlich für die Geführte, nicht für den Führer, der bescheiden sich losmachte und den Willen bezeigte, in der Thüre zurückzubleiben. „Nein, nein!“ rief Diane, „Sie müssen bei mir bleiben, Friedrich! Sie dürfen mich nicht verlassen. Oeffnen

Sie die Thüre, wir wollen leise die Treppen hinaufschleichen, und dann gehen Sie voraus, um zu erkunden, ob ich, und auf welche Weise ich folgen kann.“

Der Gärtner gehorchte. Er erstieg den zweiten Treppenabsatz, durchschritt einen kleinen Vorsaal, and drang in die Zimmerreihe ein, die sich ihm öffnete. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Die Thüre war angelehnt, es schien, daß man Jemanden ausgesendet habe, und daß dessen Zurückkunft erwartet würde. Friedrich schlich weiter, und ein lautes Athemholen von zwei verschiedenen Stimmen überzeugte ihn, daß er in der Nähe von Schlafenden sei. In der That rührte das Schlummerduett von zwei Freunden des Lieutenants her, die sich großmüthig erboten hatten, die Nacht bei dem Kranken zu wachen. Einer dieser getreuen Wächter war der Referendarius, der wie eine unendlich lange Linie gerad ausgestreckt auf einem niedrigen Polsterstuhle lag, und dessen großnasiges Profil sich scharf an der nahen Wand abschattete. Nebenbei auf einem Stuhl lagen zwei Ueberröcke. Die-

sem Schläfer gegenüber ruhte, völlig verschieden in der Stellung, zusammengeknäult wie ein Kätzchen, in der Ecke eines Sophas ein Kadet, dessen rothe Wangen wie die eines Kindes im Schlaf glüheten. Auf dem Tische lagen das Musée Philipon, ein Heftchen: Nante im Verhör, ein Portrait der Sängerin Assandri, eine ungeheure Preis-Courantliste von Weinen, und ein eben solches Verzeichniß verschiedener Tabacksorten. Neben dieser achtbaren Literatur standen halbgeleerte Punschgläser, Cigarrenreste lagerten sich auf Spielkartenblättern, die zu einer Grande Patience zusammengelegt waren. Auf alle diese Dinge warf der Gärtner einen flüchtigen Blick, ehe er es sich getraute, die Thür des anstoßenden Zimmers zu öffnen. Hier warf eine Nachtlampe ihren düsteren Schimmer. Auf dem Sopha lag der Kranke und schlummerte. Eine tiefe Stille herrschte, und nur das Schlafduett tönte in seinen mißtönenden und melancholischen Melodieen herüber. Friedrich entfernte sich wieder und gleich darauf betrat Diane diese Räume. Ihr Herz drohte zu brechen, als sie die Schwelle

des düstern Gemachs überschritt und im Halbdunkel an der Wand die bleiche ausgestreckte Gestalt liegen sah. Die Liebe ist stark, sie hilft auch über das Entsetzen eines solchen erschütternden Moments hinüber. Sanft und leise, wie unser Fuß über ein geliebtes Grab gleitet, dessen Blumen es zu knicken fürchtet, that das zitternde Mädchen die ersten Schritte über den weichen Teppich des Zimmers. Aber es zog sie mit wilder Hast weiter. Sie fürchtete, es trete der Tod in diesem Augenblicke mit ihr ins dunkele Heiligthum, und sie sprang plötzlich krampfhaft wild ans Lager, um ihm, zuvorkommend, die Beute dem Unholde zu entreißen. Hier kniete sie nun. Alles, was sie auf weiter Welt Süßes, Heiliges und Liebes hatte, hier lag es, und wie an einem heiligen Altar kniete sie, und die Schauer des höchsten, innigsten Lebens durchzuckte das junge Herz. Es war so still, so dunkel, und doch blühte aus diesem Grabe die purpurne Liebesfackel der brünstigsten Liebesglut hervor. Hier kniete sie, hier gab sie ihr Schicksal, ihr Herz, ihre Liebe in die Hände des Ewigen.

„Bestimme über mich, himmlischer, gütiger Vater, strafe mich, doch reiße mich nicht von diesem Herzen! Hier ist mein Platz! Ich kann nicht anders.“ —

Wie sie dieses Gebet gesprochen, löste sich der Quell der Thränen, und ihr Haupt ans Polster drückend, auf dem seine Hand lag, weinte sie, als wenn sie ihre Seele hinweinen wollte. Mehrere Minuten blieb sie in dieser Stellung, dann erhob sie sich leise, und ihr, unterdessen an die Dunkelheit gewöhntes Auge, erblickte jetzt deutlich die geliebten Züge. Sie sah sie forschend an, und Schmerz und Zärtlichkeit durchbohrten ihre Seele. Alle flüchtige Geister des Lebens, alle Wärme des Herzens drängte sich zusammen in diesem Blicke, der auf den kostbarsten Schätzen der Liebe ruhte. „Ach, dieses Auge, das einst mit seinem Strahl sie ins Leben rief, war geschlossen! Jetzt war er der Kranke, sie die Beschützerin, die Gesunde, und sie mußte ihres Amtes vorstehen, sie mußte über seine Athemzüge wachen, und sie erhob sich und ihr Auge, grade über dem seinen gebeugt, drang in jede Verhül-

lung, die Schmerz und Schlummer über die Züge gelegt hatten. Sie wollte, daß sein Haupt an ihrer Schulter ruhe, wie einst das ihrige an seiner Schulter geruht, und sanft berührte ihre Hand die dunkeln Locken, und sie streiften jetzt an ihrer Schulter. Welch ein Entzücken füllte die Brust des liebenden Mädchens, sie durfte ihn beschützen, ihn bewachen. Unwillkührlich wandte sie sich drohend um, als das Geräusch im Vorzimmer etwas lauter wurde. Sie ging, die Thüre zu schließen, auf halbem Wege blieb sie stehen. Erst jetzt fiel ihr die fremde Umgebung auf, erst jetzt warf sie einen Blick auf jene Schläfer, und es durchzuckte sie wie ein stechender Schmerz. „Du bist hier nicht zu Hause! Du darfst hier nicht sein!“ rief es in ihr. „Fort, enteile; ehe Dich Menschen treffen, und Schmach und Verwirrung über ihn und Dich bringen!“

Sie zitterte. Es tönte etwas von der Treppe herüber; sie wollte entfliehen, und konnte nicht. Ihr Blick wandte sich zum Krankenbette zurück, und es war, als öffnete der Schlummernde die Augen. Sie lag wieder zu seinen Füßen; die

Welt mit allem, was ihr gehört, war wieder verschwunden, sie blickte von neuem in das Antlitz, das für sie Tod und Leben enthielt.

Plötzlich hörte sie dicht an ihrem Ohre ihren Namen leise gerufen. Ein Strom von Feuer machte ihr Herz stocken. Sie blickte auf, und zu ihr herabgebeugt tauchte ein dunkler Strahl der geliebten Augen in ihre Seele.

„Ich danke Dir, daß Du kommst; ich habe Dich rufen lassen" — sagte die Stimme — „ich habe Dir großes Unrecht abzubitten." — Er gab ihr die Hand, sie war kalt und zitterte.

„Wenn ich sterbe, so wird für Dich gesorgt sein!" —

Eine Pause erfolgte, Diane war keines Lautes mächtig.

„Gutes Mädchen!" fuhr der Kranke fort; „Du weinst über meinen frühen Tod. Doch ich habe ein unnützes, trauriges und sündhaftes Leben geführt. Weine nicht über mich. Wenn ich bedacht hätte, wie Jugend und Liebe thut, ich hätte beide besser genützt: Weine nicht."

Diane hielt noch immer die kalte Hand.

„An Dir habe ich mich besonders versündigt. Ich habe Dich der Verfolgung der Welt hingegeben, da ich Dich doch hätte schützen und retten müssen. Vergieb mir, Mädchen!“

Er drückte ihre Hand schwach, sein Auge suchte das ihrige, und als sie zu ihm empor sah, ging ein inniges Lächeln über die bleichen Züge. „Du liebst mich!“ sagte er, „Dein Herz hängt an mir! Du darfst es mir in dieser Stunde gestehen.“ — Er hielt inne, und ein tiefer schmerzlicher Seufzer entwand sich seiner Brust. „Wenn ich wieder ins Leben zurückkehren dürfte,“ rief er — „ich wollte anders.“ —

Er vollendete nicht, ohnmächtig sank er in die Kissen zurück. Diane fühlte sich vom Rücken her leise an der Schulter berührt. Sie fuhr auf und sah starr und ohne ihn zu erkennen, Friedrich an. Sie hörte nicht und verstand nicht, daß er sie zum Weggehen aufforderte, weil der Arzt käme. Sie ließ sich von ihm vom Boden aufheben, und aus dem Zimmer hinausleiten. Erst auf der Straße, als die kalte Nachtluft über ihr brennendes Gesicht hinstrich, erwachte sie und

stieß einen Schmerzensschrei aus. Friedrich von sich stoßend, wollte sie zurück ins Haus, doch war unterdeß die Thür geschlossen worden. Endlich gab sie ihres Führers Vorstellungen Gehör. „Der Arzt ist bei ihm, Mamsell,“ rief der Schwabe, „in diesem Augenblick sind sie alle oben wach, und Schi können nit hinauf. Aber i will gehen, und mi erkundigen.“

Diane blieb auf der Straße stehen, fortwährend den Blick auf das matterleuchtete Fenster oben gerichtet.

Friedrich kam zurück und brachte die Nachricht, daß der Arzt den Kranken eben verbinde, und daß für den Rest der Nacht die größte Sorgfalt und Ruhe anbefohlen sei. Die beiden Herren hätten sich auch ermuntert, und wachten jetzt sehr angestrengt.

Nach einer Weile, wo beide unten stehen blieben, sah man einen Mann aus dem Hause treten. „Das ischt der Doktor!“ bemerkte Friedrich. Diane war mit wenigen fliegenden Schritten an der Seite des Mannes, und hatte seinen Arm ergriffen. Verwundert blickte der alte, ver-

drießliche Herr auf, indem er rief: „He! Was soll das?"

„Mein Herr, der Kranke oben!" stammelte das Mädchen, „können Sie mir sagen, ob er sterben wird?"

„Der junge Offizier?"

„Können Sie mir sagen. —"

„Nun ich hoffe, daß ich ihn durchbringe! — Entschuldigen Sie, es bläst ein kalter Wind, und ich leide an rheumatischen Schmerzen!"

Diane hatte in dieser kalten Nacht stundenlang gestanden; für sie gab es nur einen Schmerz, aber dieser Schmerz konnte tödten. Still und willenlos ließ sie sich von Friedrich nach Hause führen. Beim Anbruch des Morgens wollte der Gärtner wiederkommen, und Nachricht bringen.

Siebentes Capitel.

Berichtet von einer hellgelben Bandschleife.

Wir kehren in die Krankenstube zurück. Als der junge Graf aus seinem Schlummer erwachte, in welchen ihn ein Trank des Arztes, der ihn ungewöhnlich aufgeregt fand, versetzt hatte, fühlte er eine Schwäche und Beklemmung, die jeden Athemzug zu einer peinvollen, beschwerlichen Operation machte. Er war sich dunkel bewußt, geträumt zu haben, und in diesem Traume mit dem verlassenen, von ihm vernachlässigten Mädchen eine lange und schmerzliche Unterredung gehabt zu haben. Vergebens sann er nach, sich die Einzelnheiten seines Gesprächs zu vergegenwärtigen, es fielen dunkle Schleier über sein Erinnerungsvermögen, und alles, was er sicher erfassen konnte, war das deutliche Bewußtsein, daß

jener Traum, oder jenes dunkle, ungewisse Wachen einen wohlthätigen, kühlenden Einfluß auf seine brennende Seele ausgeübt. Er fragte endlich, ob Niemand in der Nachtstunde bei ihm gewesen.

„Nicht die Spur," antwortete der Referendarius und der Kadet, wie aus einem Munde. „Wir haben die ganze Nacht kein Auge zugethan." —

„Ich könnte Dir über jede Fliege Rechenschaft geben, die über Deine Nase lief," setzte der Kadet hinzu, indem er sich anschickte „Nante im Verhör" vorzulesen, und schon im Voraus über die Späße lachte, die nun kommen sollten. Der Kranke verbat sich das Vorlesen dieser Schwänke.

„Aber ich soll Dir ja etwas Lustiges vorlesen," brummte der Kadet, „und was kann lustiger sein, als — hahaha! Hör nur gleich die erste Scene!

Der Referendar bemerkte, daß diese Späße, gerade weil sie eben so ausbündig lustig seien, zu aufregend für den Kranken wären. Es müß-

ten Witze sein, über die man nicht lachte, sogenannte schlechte Witze, über die man sich nur ärgere. —

Der Kadet versicherte hochmüthig, daß er nicht im Stande wäre, solche zu machen, und die Blicke des Kranken irrten auf dem Boden. Er bat jetzt, daß man ein kleines Stückchen blasgelben Seidenbands aufheben möchte, welches dicht am Lager auf dem Teppich lag. Es war eine Rosette, wie sie die Damen-Handschuhe zu zieren pflegt. Der Kranke betrachtete diesen Fund mit lebhaftem Blicke, und eine heftige Röthe überflog seine blassen Wangen. „Wie kommt das her?“ rief er.

Der Kadet besichtigte gleichfalls das Corpus delikti, und gab es dann stillschweigend und mit großem Ernst an seinen Nachbar. Der Referendarius erklärte, daß dies von einem Damenhandschuh herrühre. „Wenn wir nicht die ganze Nacht gewacht hätten,“ sagte er ernsthaft, „so könnte man glauben, Deine Braut hätte Dich heimlich besucht.“

Ein bitteres Lächeln zuckte über die geschlos-

senen Lippen und die bleiche Wange des Kranken. —

„Das wäre doch etwas zu romantisch!“ bemerkte der Kadet. „Gräfin Lucie ist so etwas zu thun gar nicht im Stande. Der Arzt wird es verloren haben.“

„Tragen denn bei Ihnen die Aerzte Damenhandschuh?“ fragte der Referendar in einem strengen Tone, indem er den Sprecher mit einem verweisenden Blicke betrachtete. Dieser furchtbare Blick entmuthigte den Kadetten dergestalt, daß er schnell die Cigarre wieder hinlegte, die er eben gegen die Erlaubniß des Arztes, heimlich anzünden wollte. Der Referendar, mit diesem Zeichen der Unterwürfigkeit zufrieden, nahm das Werk „über die Staatsmänner Preußens“ in die Hand, und hub an, daraus vorzulesen, indem er sehr richtig vorher bemerkte, daß hierin durchaus kein Witz vorkommen werde. Da der Referendarius von Jugend auf sich gewöhnt hatte, den Interpunktionszeichen die gehörige Aufmerksamkeit, die sie zu fordern berechtigt sind, zu widmen, so war auch jetzt sein Lesen ein musterhaf-

tes in dieser Beziehung zu nennen. Ebenso beobachtete er die Absätze genau, und wo etwas in eingehäkelter Schrift gedruckt war, wurde es höchst bezeichnend mit einer etwas leisern und veränderten Stimme gelesen. Die berühmten Staatsmänner Preußens konnten sich schmeicheln, nie so fehlerfrei vorgelesen worden zu sein, aber dennoch blieb diese treffliche Schrift ohne Eindruck. Der Kadet murmelte fortwährend „Nante im Verhör" dazwischen, und die schönsten Stellen der „Staatsmänner" wurden zum unbeschreiblichen Verdruß des Referendarius durch dieses Accompagnement völlig zu Grunde gerichtet. Dazu kam noch, daß der Kranke selbst, zu dessen sanfter und leidenschaftsloser Unterhaltung das Buch dienen sollte, seine Aufmerksamkeit einem ganz andern Bereiche zuwandte. Er hielt die Bandschleife in der Hand und sein Auge ruhte auf diesem unscheinbaren Gegenstand mit einer Art gerührter Theilnahme, als wenn er das Testament seines Vaters betrachtet hätte. Nichts vermochte diesen gespannten Blick abzulenken. Der Kranke schien in anhaltende, aber keines-

wegs unbehagliche Träumereien versenkt. Er wandte die Rosette hin und her, er zog an den verknüpften Bändchen, als wollte er den Knoten lösen, und endlich legte er es mit einer gewissen heiligen Ehrfurcht vor sich hin auf das Polster und betrachtete es nur aus der Entfernung mit demselben nachdenklichen und trüb mitleidigen Ausdruck.

„Ich werde kein Narr sein und lesen, wenn Niemand Achtung giebt!“ sagte der Referendarius endlich, und legte das Buch auf den Tisch. Nach dieser drohenden Rede sah er den Freund an, und da dieser ihm keine Antwort gab, stand er auf und folgte dem Kadetten ans Fenster. Sie blickten beide hinaus und theilten sich leise ihre Bemerkungen mit, endlich wandte sich der Vorleser zum untheilnehmenden Zuhörer und sagte: „Derburg, Deine Braut hält in einem prachtvollen Wagen hier unten.“

„Ja,“ setzt der Kadet hinzu, „die Frau von Löwenhoff sitzt bei ihr. Sie schicken einen Bedienten hinauf. Gieb Acht, sie läßt sich erkundigen, wie Du Dich befindest.“

„Das ist doch eine Empressement von einer Braut, wie mans selten findet," bemerkte der Referendar. „Ich will schnell einen Ueberrock umlegen, denn wahrscheinlich läßt sie mich hinunterrufen, um ausführlichen Bericht zu erhalten."

„Ehe Sie Ihre vielen Röcke anlegen," rief der Kadet, „bin ich schon längst unten." Er sprang vor den Spiegel, ordnete Haar und Kleider, und bevor der Referendarius noch von seinem Erstaunen zurückgekommen, über dieses außerordentliche Zeichen von Theilnahme von Seiten einer so hochgestellten Dame, war sein schnellfüßiger Nebenbuhler schon wieder da, und gab mit etwas leiser Stimme die Nachricht, die Gräfin sei gar nicht aus diesem Grunde gekommen, sondern sie suche unten in der Modehandlung Putzwaren aus für heute Abend zum Ball des Gesandten.

„Ah, das ist etwas Anderes!" rief der Referendar, „in diesem Falle werde ich Sie bitten, mir zu helfen, den Rock wieder auszuziehen." Nach dieser Dienstleistung, die der Kadet mit heimlichen Gekicher zu Stande brachte, legte sich

der Eine wieder ruhig in seinen Polsterstuhl hin, und der Andere nahm wieder die Späße des Nante vor.

Nach einer kleinen Pause neigte sich der Kranke flüsternd zum Referendarius, worauf dieser dem Kadetten einen Wink gab, sich ins Vorzimmer zu begeben. Der Wink wurde mit großem Vergnügen befolgt, indem es im Vorzimmer erlaubt war, eine Cigarre zu rauchen, und sich aus dem Fenster hinauszulegen, zwei Lieblingsgenüsse des Kadetten.

„Bester Sellheim," hub Derburg an, „ich habe mit Dir ein Wort im Geheim zu reden; aber wirst Du die gehörige Aufmerksamkeit haben für das, was ich Dir jetzt sagen will?"

„Ich finde nicht hübsch von Dir, daß Du daran zweifelst," bemerkte der Referendar ernsthaft. —

„Nimm es mir nicht übel," fuhr der Kranke fort, „aber die Sache, die ich auf dem Herzen habe, ist völlig verschieden von dem, was wir so gewöhnlich mit einander besprachen."

„Ich bin ganz Ohr," erwiderte der Ver-

traute, und hielt sein langes blasses Gesicht dicht an dem Kopfpfühl des Lagers.

„Sie ist hier gewesen," rief der Kranke, „es ist kein Zweifel, sie ist hier gewesen, hier im Zimmer."

„Nein, Sejan. Sie hat draußen im Wagen gesessen. Mache ihr daraus keinen Vorwurf, daß sie nicht nach Dir fragen ließ; es hat sich wahrscheinlich nicht thun lassen."

„Ich meine nicht meine Braut," erwiderte der Graf mit einem bittern Lächeln. „Sie mag meinethalben heute Nacht auf den Ball gehen, während es vielleicht die letzte Nacht ist, die mir hier auf dieser Erde zuzubringen vergönnt ist."

Der Referendarius fühlte sich in diesem Augenblick höchst aufgebracht auf die Braut, und er rief vor sich hin: „Es ist aber auch nicht zu entschuldigen: Herzukommen um — sich Putz zu kaufen. Hätte sie nicht einen andern Putzladen wählen können!"

„Laß das!" rief der Kranke nachdrücklich. „Mein Sinnen und Trachten ist ganz anders wohin gerichtet. Es steht das Mädchen vor

meiner Seele, gegen das ich bitter Unrecht gethan. Sie ist in ihrer Einfachheit und Unschuld mit himmlischen Reizen geschmückt! Ich glaubte, ich hätte sie im Traume gesehen und gesprochen, allein ich habe gewacht, und hier an meinem Lager hat sie wirklich und leibhaftig gekniet. Seit ich dieses Zeichen von ihr in der Hand halte, weiß ich, daß es kein Traum gewesen."

Der Referendar machte ein Gesicht, daß man deutlich sah, er begriffe nicht das Mindeste von dem, was er hörte. Derburg sah nicht auf ihn, sondern fuhr fort zu sprechen: „Wie sie sich hierhergefunden, da sie in Kerker und Banden schmachtet, weiß ich nicht. Es ist mir auch, wie wenn man Engel im Traume sieht, aber ich habe den Gruß ihrer Liebe empfangen. Es glitt der Hauch eines warmen Herzens über mir hin, und Stimmen vom Himmel riefen in mein ersterbendes Leben hinein: Erwache! Es war mir, als bräche etwas in meiner Brust, als löste sich in Nacht und Einsamkeit eine Kraft in mir, deren Walten ich früher nie gefühlt. So wird uns zu Muthe sein, wenn am Ende aller Tage die Stimme von

oben uns hervorgehen heißt aus unsern Gräbern. Wenn ich noch leben darf, so gehört mein neues Dasein nur diesem Mädchen allein.“

Der Referendar betrachtete mit sehr nachdenklicher Miene ein großes Medizinglas, das vor ihm auf dem Tische stand.

„Höre mich,“ fuhr der Kranke fort, und faßte die Hand seines Freundes. „In meiner frühen Kindheit hatte ich einmal einen wunderlichen Traum. Ich lag in schwerer Krankheit, und der Arzt hatte schon die Hoffnung aufgegeben; ich galt für einen Sterbenden. Meine Mutter saß an meinem Bette und hielt meine Hand. Sie hatte keine Thränen mehr, ihr Mutterauge hatte schon seinen Zoll bezahlt, und der Quell des Schmerzes war erschöpft. Wie ich so lag, halb schon dem dunkeln Jenseits angehörend, war es mir, als nahte sich mir ein Mann mit einer großen, blitzenden Waage. Fast dünkte es mich, es sei der wohlbekannte Krämer, uns gegenüber wohnend, aber dann war wieder etwas Ernstes, Fremdes in dem Gesicht des alten Mannes. Er nahm mich, und warf mich in eine der blitzenden

Schaalen, in die andere that er etwas Geheimnißvolles, das ich nicht erkannte. So wog er mich, und als meine Schaale emporschnellte, faßte er mich zornig, schleuderte mich von sich in eine tiefe Grube, und in diesem Augenblick tönte eine Stimme: Du bist gewogen worden, und zu leicht befunden! Ich kann es nicht sagen, welch ein unnennbares Weh mein Herz beim Anhören dieser Worte durchzuckte. Ich erwachte in Thränen gebadet. Das erste, was ich that, war, daß ich mich stürmisch an das Herz meiner Mutter warf, indem ich rief: „Ich will besser werden, ich will Deine Lehren befolgen, Mutter, ich will die Gebete, die Du mich gelehrt, beten, und dann — wenn wieder der Mann mit seiner furchtbaren Waage kommt, soll er mich nicht verwerfen! — Meine Mutter hörte mich an, wie man einen Irreredenden anhöret, aber in mir wurde damals ein Gefühl laut, ähnlich dem, welches ich diese Nacht empfunden. Ich genas, und der Mann mit der Waage verschwand aus meinem Gedächtniß, meine guten Vorsätze verschwanden mit ihm. Selbst der Tod meiner Mutter vermochte mich

nicht aus dem leeren, wüsten Taumel aufzurütteln, dem ich mich ergeben. Ich lebte meine Tage hin, ohne eigentliches Weh, ohne eigentliche Lust. Nichts erinnerte mich an den Traum meiner Kindheit, bis heute Nacht, wo er mir wiedergekommen ist. Es war nicht mehr jenes kindische Bild des alten Mannes mit der Waage, aber es war dieselbe Stimme, die damals tönte, und es waren dieselben Worte: Du bist verworfen! — Ein Schmerz, daß ich daran hätte sterben mögen, durchzuckte mich; ich sah in weiter, düsterer Ebene mich völlig allein und hinausgestoßen, und zu den Qualen des Vorwurfs gesellte sich die Reue. Nun ist alles zu spät! rief es in mir, zum zweitenmale spricht die Stimme das furchtbare Urtheil über mich aus; jetzt bist Du verloren! jetzt ist es auf immer um Dich geschehen! — Als ich dies im Innern mit Angst und Zittern denke, fühle ich jenen Athem der Liebe über mich dahinwehen! Ach, wie wurde mir! Dies war Tröstung, dies Erbarmen, dieß Heilung! Ein Engel war zu mir getreten, und ich hatte

Gnade gefunden vor dem Antlitz dessen, den ich so schwer beleidigt. —"

Der Kranke hielt inne und that einen langen, schweren Athemzug. Die Mittheilungen, die er eben gemacht, schienen, obwohl dem leidenden Körper schmerzlich, doch der nicht minder leidenden Seele ein langgesuchtes Labsal zu sein. Der Blick des Auges sprach es aus, das mit größerer Klarheit und mit einem innigen Frieden vor sich hin sah. Der Referendar betrachtete seinen Freund mit einem aufmerksamen und ehrerbietigen Erstaunen; alsdann zog er seine Uhr hervor, die im Zimmer befindliche ging ihm nicht regelmäßig genug, und bemerkte, daß es Zeit sei, Medizin einzunehmen.

„Nur noch ein Paar Worte," sagte der Freund abwehrend. „Ich möchte, daß Du das Mädchen aufsuchst, ihr meinen Gruß bringest und sie aufforderteſt, — doch nein! Das Geheimniß ihrer Liebe soll Niemanden offenbar werden; ich will es mit mir ins Grab nehmen!"

Der Referendar hatte statt aller Antwort den Löffel mit Medizin gefüllt, und hielt diesen

nun höchst vorsichtig dem Kranken hin, als dieser ihn geleert, sagte der Referendar mit einer höchst trocknen Miene: „Ich bitte Dich, nicht von Deinem Tode zu sprechen; es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum Du sterben sollst. Was aber das Mädchen betrifft, so will ich zu ihr gehen. Obgleich Du sie mir nicht genannt hast, so errathe ich doch, wen Du im Sinne hast."

Der Referendar machte darauf Anstalten in seine Röcke zu schlüpfen. „Ich werde Dir Deine Freundschaft ewig lohnen," rief Sejan.

„Das brauchst Du gar nicht," tönte die Antwort. Ich zähle nicht auf Deinen Lohn. Es ist mir nur unlieb, Dich mit dem Kadetten allein zu lassen; er wird dann gleich kommen, und Dir seine Späße vorlesen wollen."

„So nimm ihn mit; ich habe in der kurzen Zeit, bis ihr wieder kommt, keine Hülfe nöthig. Es wird mir sogar lieb sein, ein Viertelstündchen völlig allein zu sein. Im Nothfall habe ich ja die Klingel, um den Bedienten aus dem obern Stock herbeizurufen. Schließe nur die äußere Thüre und dann geht in Frieden."

Nach dieser Anordnung entfernten sich beide Wächter, der Referendar, nachdem er sich die Wohnung der Dichterin hatte beschreiben lassen, der Kadet, nachdem er vorsichtig die Glasthüre des Krankenzimmers ins Schloß gedrückt hatte. Der Kranke empfand die wohlthuende Stille, die jetzt im Zimmer herrschte, mit besonderem Behagen. Die belebende Frühlingssonne warf ihre Lichter in zwei breiten Streifen durch die blauen Vorhänge auf dem Teppich des Zimmers. Ein blaßgelber Schmetterling, der sich im Zimmer gefangen hatte, flatterte in dem Lichte und erschien, wie eine vom Stiele losgerissene Blume. Der Jüngling sah an dem eifrigen und vergeblichen Streben des Thieres, daß es irgendwo den Kelch einer Blume zu erspähen suchte, und wehmüthiges Gefühl überkam ihn, als sich dem armen, verlassenen und gefangenen Frühlingsboten, nirgends eine feste Stätte darbot. So sucht die Seele desjenigen, den die Thorheit und der Irrthum gefangen halten, vergebens nach der gesunden Nahrung, die ihn erkräftigt und stärkt; von einem ermüdenden Scheingenuß fliegt er zum

andern, bis er endlich erschöpft und der ewigen Täuschungen müde, in den Staub, ins Grab dahin fällt. Diesem Bilde sann der Kranke nach. Es war ihm, als hätte auch er bis jetzt vergeblich nach dem gesucht, was seinem Herzen, zu dessen gesundem Gedeihen, Noth that. Dianens Bild erschien ihm mit jenem lieblichen Zauber erfüllt, der die geheimsten Wünsche, wie der Strahl des Frühlings die Blüthenkeime, emporlockt. Er gestand sich jetzt in der Stille dieses einsamen Moments, daß er das Mädchen liebe; und indem er sich dieses Geständniß selber mit großem Ernste ablegte, füllten sich seine Augen mit Thränen, und ein unendlich seliges Gefühl glitt wie mit weichem, schmeichelndem Flügelschlage durch seine Seele. Alles, was er früher an Glück empfunden, blieb weit hinter diesem Gefühl zurück. Jetzt erinnerte er sich der vielen Gelegenheiten, wo er mit ihr zusammengetroffen und ihr Betragen schien ihm alle die sanften aber eindringlichen Merkmale der keuschen Liebe an sich zu tragen. Die Nacht, als er die Schauspielerin besuchte, kam ihm in den Sinn, und er

gestand sich, daß er damals Dianen erkannt habe. „Aber es war, als läge ein Schleier vor meinem sehnenden Auge," rief er bei sich. „Ich konnte wohl die Gestalten in ihren äußern Umrissen erkennen, aber ihre innere Bedeutung war mir verschlossen." — Er nahm ein Blatt Papier, zog das Schreibzeug näher, und schickte sich an, eine Art Bekenntniß an das Mädchen seiner Liebe zu schreiben. Sie sollte um seine Gefühle, um seine Reue, um seine Zärtlichkeit wissen, im Fall es ihm bestimmt war, aus dem Leben zu scheiden, bevor er sie hätte sehen und sprechen können.

In dieser Einsamkeit, wo er sich nur mit Gott und seinem Gewissen allein glaubte, sah ihn das Auge der Liebe. Es ruhte auf ihm, während er die glühenden Worte seines Geständnisses niederschrieb. Diane, von ewiger Unruhe getrieben, hatte das Haus des Kranken schon früh wieder aufgesucht, sie war mit ihrem Begleiter die Straße auf- und abgewandelt, und somit war ihr die Entfernung der beiden Freunde nicht entgangen. Friedrich wurde vorausgeschickt, den

Eingang zu durchforschen, und nachdem er berichtet hatte, wie er die Lage der Dinge gefunden, war Diane ihm nachgekommen, und lauschte durch die Spalte des Vorhangs der Glasthür. Sie hatte nur einen flüchtigen Moment bleiben, nur sich überzeugen wollen, ob die Farbe der geliebten Züge noch immer so bleich sei, aber welche Macht reißt ein warmes, pulsirendes, durch Liebe und Leid kühn gemachtes junges Herz so rasch ab von dem Bilde seines Glücks? Trotz der Winke und des Hustens Friedrichs, haftete das Auge an seinem Posten, und sog Muth und Beseligung ein. Wußte sie, daß er mit ihrem Bilde beschäftigt war? Wußte er, daß ihr Auge ihn beobachtete, den Zügen seiner Hand folgte? Worte und Zeichen benachrichtigten die Liebenden nicht, und dennoch kündigte eine geistige Stimme die Nähe des Einen dem Andern an. Jedes reine, mächtige Gefühl hat Gebeteskraft, es theilt sich unwiderstehlich mit und erfüllt das verwandte Herz durch alle Räume der Entfernung. Wie die Stimme des Gläubigen den Himmel erreicht, so überfliegt das geistige Wort der Liebe jede irdi-

sche Schranke. Endlich verschwand die Lauscherin, und mit ihr schien dem Liebenden auch die Kraft zur Vollendung seines Briefes zu entfliehen. Er legte sich ermüdet in die Polster zurück und seine Augen schlossen sich.

Die Freunde kamen zurück und brachten den Arzt mit sich, der des Kranken Zustand verschlimmert fand, und nach dem Grunde forschte, den Niemand ihm angeben konnte. Der Referendar hatte in der Wohnung der Dichterin Niemand zu Hause gefunden, er hatte sich jedoch bei der tauben Dienerin auf den Nachmittag wieder angemeldet.

Achtes Capitel.

Die Sprachstudien zweier Wanderer und die Abendpromenade zweier Liebenden.

Die Kraft der Jugend und die Kraft des Frühlings, mehr als diese beiden jedoch, die Kraft

der jungen Liebe halfen die Macht der Krankheit brechen, und Derburgs Genesung ging langsam aber sicher von statten. Die tiefe Brustwunde, die ihm das Duell gebracht, heilte und ließ keine bösen Folgen zurück. Die Röthe der Gesundheit kehrte neu auf seine Wangen zurück, das Feuer der Jugend blitzte neu in seinem dunklen Auge. Mit jedem Schritte zur Besserung hatte Diane sich immer mehr entfernt, und als sie ihn völlig außer Gefahr wußte, verschwand sie und zog sich nach gewohnter Weise in die weiteste Entfernung zurück. Ihr Muth und ihre Kraft hatten sie verlassen. Sie war wieder das scheue, furchtsame Mädchen, und nur mit vieler Mühe war es der Dichterin gelungen, sie gleichsam zu zwingen, jenes Stübchen, das sie einst bewohnte, wieder zu beziehen. Beide Frauen lebten jetzt ihre einsamen Tage wieder in Arbeit und Stille hin. Der junge Gärtner bereitete ihnen einen unvorhergesehnen Kummer. Er nahm nämlich plötzlich Abschied, und sagte nicht, warum und wohin er ginge. „Schie haben mich nicht mehr nöthig, Mamsell!" war das Einzige, was er wiederholt

ausſprach, wenn Diane in ihn drang, ihr zu geſtehen, ob er Kummer habe, oder ob ſie ihn irgendwo beleidigt, daß er ſie verlaſſen wolle.

Es war der erſte recht warme und heitere Sommermorgen, als er durch das Thor hinauswanderte. Seine Kleidung war leicht und luftig, ein Ränzel, wie bei den wandernden Handwerksburſchen, nur zierlicher gearbeitet, deckte ſeinen Rücken, und hielt mit glattpolirten Lederſtreifen auf der Bruſt feſt. Eine kleine rothſammetne Mütze ſaß keck auf dem ſchwarzen Haar, das glatt der friſchen, aber etwas bleichen Wange anlag. Die kecken, und doch ſinnlich weichen und dunkeln Augen des Jünglings, ſahen mit einem eigenen Ausdruck wilden Unmuths in die Ferne, dabei ſchwang er ſeinen Wanderſtab, und ſetzte ſtark aus, um mit kräftigen, fliegenden Schritten, mit jenem triumphirenden Gang der Jugend, die Welt zu durchwandern. Er blickte nicht um ſich, als er das Thor hinter ſich hatte, er blickte auch nicht um ſich, als er ſchon die Landſtraße erreicht, er wanderte friſch darauf hin, und nicht ein Blick fiel auf die eleganten und

prachtvollen Landhäuser, die die Straße einfaßten. Nur bei einem der letzten Gärten blieb er stehen; dort blühte nämlich nah am Gitterzaun eine seltene Blume, die er einst dorthin hatte pflanzen müssen, und für die er besondere Sorgfalt getragen. In letzter Zeit hatte er nicht mehr der Blume gedacht, sie blühte aber gerade jetzt, und ihre farbigen Kelche wandte sie, wie in Dankbarkeit, dem Pfleger ihrer Jugend zu, als dieser über den Zaun blickte, und die Einsame in Augenschein nahm. Er nickte ihr einen Gruß zu, und setzte seinen Weg sofort weiter; dabei sang er mit lauter Stimme seines Landsmanns, des Dichters Uhland, Lied vor sich hin:

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen,
Vor allzugroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh,
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut's mir weh. —

Als die letzte Verszeile verhallt war, blieb er stehen, und jetzt wandte er sich langsam um, zögernd und widerstrebend. In seinen Augen zuckte es, wie Weinen, aber unmuthig finster zog er die Brauen zusammen, und die vollen Lippen fast spöttisch verziehend, bekämpfte er mit wildem Trotz die Geister der Trauer und schleuderte sie gleichsam mit den finstern Blicken in die Tiefe des Herzens wieder hinunter, von wo sie aufgestiegen. Seine schlanke Gestalt stützte sich auf den Wanderstab, und während die frischen Morgenlüfte seine Wangen umzogen, richtete sich mit dem Ausdruck kummervollen Forschens sein Blick auf die im Nebel gehüllte, weit hingebreitete Stadt. Je länger er hinblickte, desto mehr verlor sich der finstere Trotz in seinen Zügen, desto deutlicher nahmen Wehmuth und rührendes Leid auf ihnen Platz. Die stürmischen und kühnen Gefühle der Jugend zeigen sich am ergreifend-

sten, wenn sie den Anschein der Kälte und Ruhe annehmen. Diese, zur stummen Bildsäule gewordene Gestalt, diese ruhigen Athemzüge, diese geöffneten Lippen, die die Luft theurer Erinnerungen einsogen, diese Augen, die tief und unverwandt blickten, alles zeigte das äußerliche Bild der Ruhe, man hätte diesen schlanken Knaben für einen der vielen kalten und leidenschaftslosen Wanderer halten mögen, die sich die Lage der Stadt betrachten, in die sie einzuziehen willens sind; allein ein schärferer Blick sah in dieser Ruhe die innen treibende Glut einer jungen Seele, die in ihren Grundtiefen erschüttert war. Der arme Friedrich fühlte die Gewalt seiner Schmerzen mächtig zum Herzen dringen, er fühlte, wie er ihnen bald nicht mehr würde Widerstand leisten können; er beschwor daher wieder den Trotz herauf: seine Augen sahen wiederum finster und grollend, ein gellender, pfeifender Ton entglitt seinen Lippen, er riß die Mütze vom Haupte, schwenkte sie ein Paar Mal hoch in der Luft, drehte sich dann rasch auf dem Absatz um, stampfte auf den Boden, und rief laut, daß es

in die einsame Gebüsche schallte: „Einmal ein Mädchen geliebt und nimmer wieder! Gut, es ist abgethan! Nicht weiter daran gedacht. Ade! Ade!" —

Er ging rasch vorwärts, ja er lief beinahe. Vor ihm ging ebenfalls ein Wanderer mit einem Ränzel auf dem Rücken. Noch vor wenigen Minuten hatte der junge Gärtner ihn vermieden, jetzt jagte er hinter ihm darein, um ihn einzuholen, und sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, denn er fühlte das Bedürfniß, die Einsamkeit und seine Gedanken zu entfernen. Jener, als er die eiligen Schritten hinter sich hörte, blieb stehen, und stieß einen kurzen Freudenschrei aus, als er den Ankommenden erblickte. Friedrich erkannte seinen Landsmann, den Kellner, den er einst in der Weinstube gefunden, als er im Auftrage Dianens zum erstenmal den Lieutenant aufgesucht. Die beiden Schwaben schüttelten einander in kräftigster Weise die Hände, und eine gemeinschaftliche Reise ins Vaterland wurde beschlossen. Welch ein unendliches, für jeden Andern unverständliches, schwäbisches Geplauder ging

jetzt an! Beide überließen sich der so lang zurückgehaltenen Lust in vollem Maaße; und hier unter freiem Himmel, in der Stille und Frische eines einsamen Morgens, war es ihnen ein Entzücken, die keckſten und wunderlichsten Provinzialismen in die Luft zu schleudern, und die ehrliche Muttersprache in ihren beliebtesten Volkswitzen spielen zu lassen; Witze und Wendungen, die nur die Eingeweihten verstanden, und die kein Verstand des Verständigen zu enträthseln vermochte. Friedrich schloß alle geheimen Kammern seines Sprachschatzes auf und entlockte seinem Freunde ein lautes Jauchzen der Bewunderung; es kam immer ein trefflicher Jargon nach dem andern zu Tage, und beide Genossen wünschten sich Glück, dem feinen, spitzigen, hochmüthigen und so äußerst mark- und geistlosen „Berliner Deutsch" entflohen zu sein. Zwischendurch wurde ein schwäbisches Liedchen gesungen mit falschen Stimmen, aber mit unendlich redlichen Herzen. So zogen sie beide ihre Straße hin. Seinen Kummer jedoch behielt der Gärtner für sich. So sehr er seinem Freunde Vertrauen

schenkte, so lieb er ihn als Mitwanderer aufnahm, so war dies doch ein zu zarter Fleck, um eine Berührung von fremder Hand zu dulden.

Während wir den armen Verschmähten ziehen lassen, seiner Heimath und hoffentlich seinem bessern Glücke entgegen, müssen wir zu der Dichterin zurückkehren, in deren Schutz wir unsere Heldin gelassen haben. Dieser Schutz wurde ausgeübt nach den eigenthümlichen, von den gewöhnlichen Meinungen etwas verschiedenen Ansichten, die das kleine alte Fräulein von der Welt hatte. Es war ihr hiernach durchaus nicht auffällig, daß der Graf bei ihr Einlaß begehrte, um Dianen zu sehen. Sie fand hierin, was es auch in der That zum Theil war, das Verlangen eines redlichen Willens, sein Unrecht wieder gut zu machen, aber welchen geheimen Beweggrund andern Theils diese Besuche hatten, entging der Schwärmerin, oder wurde von ihr, wo sie dennoch eine Ahndung hatte, nichts weniger als nach den weltlichen Begriffen der Convenienz aufgefaßt. Die Dichterin, hoch erfreut, wenn ihr theuer „Percy“ kam, gestattete ihm den Zutritt

zu allen Zeiten. Anfangs erschien er nur immer den Vormittag, oft in voller Uniform, und es hatte den Anschein eines ceremoniösen Besuchs; allein bald stellte er sich des Abends ein, im schlichten Ueberrock, und wenn dann die Abendlampe ihr trauliches Licht verbreitete in den kurzen Stunden des Sommerabends, saßen die drei am Tische, und Derburg las vor, während die beiden Frauen arbeiteten. Abwechselnd las die Dichterin vor, und dann hörten Diane und der Graf zu — oder hörten vielmehr nicht zu. Er hielt ein Blättchen Papier vor sich, auf dem zu zeichnen er vorgab, eigentlich aber schielte er darüber weg, und suchte Dianens Blicke, die sich ihm nicht immer entziehen konnten, und oft wie ein scheues Wild im Fluge von ihm erhascht und gefangen gehalten wurden. Zuletzt fehlte er keinen Abend. Um eine bestimmte Stunde ertönte sein Schritt auf dem kleinen Vorsaal, und seine Mütze mit dem weißen Streifen lag auf dem Spiegeltische. Er kam, wenn es dunkel wurde, und ging, wenn es noch viel dunkler geworden. Ueber diese späten Gänge war die Dichterin ent-

zückt, sie wußte eine Menge alter Balladen anzuführen, wo Ritter zu ihren Damen in später Abendstunde kamen. Allerdings ist dies eine üble Gewohnheit der Ritter aller Zeiten gewesen, und die Balladen haben sehr Recht, diesen bezeichnenden Umstand besonders hervorzuheben. Wenn es nichts zu lesen gab, oder der Abend besonders schön war, so suchten die Drei den Lieblingsspaziergang der Dichterin auf, und hier war es, wo sie oft jenen schönen, leuchtenden Stern beobachtete, den einst Annette Zobel ihrem Schützlinge gezeigt hatte. Dieses kleine, helle Licht des Himmels, das mit seinen sanften Strahlen die emfindsame Seele des alten Fräuleins so ganz für sich gewonnen hatte, schien auch jetzt noch ungetrübt, und senkte von seinem hohen Standpunkt herab den Frieden der großen Himmelskuppel in das Herz der Liebenden. Sie wandelten den Baumgang, dicht an der Straße, auf und ab, und wurden nicht müde, durch das dunkle, im Abendwind rauschende Laub der Bäume, die blitzenden Strahlen ihres kleinen Sternes zu betrachten. Aber während das

zarte, liebliche Gesicht Dianens sich dem Himmel zuwandte, sah Derburg nicht hinauf, sondern er hatte seinen eigenen Himmel und seine eigenen Sterne, in die er unverwandt und mit der ganzen vollen Innigkeit der Liebe blickte. Erst wenn Diane ihr Antlitz erröthend zur Erde neigte, sah er gen Himmel und that so, als hätte er nie anders wohin gesehen. Wenn sie ermüdet waren, setzten sie sich auf eine Bank, und theilten hier den Platz mit dem müden Handwerksburschen, der die Straße hinaufgekommen, oder mit dem Bettler, oder gar mit dem zerlumpten Vagabunden, der den völligen Einbruch der Nacht abwartete, um ein keckes Wagestück zu vollführen. Was kümmerte dies die Liebenden? Derburg, gewohnt auf den Polstersitzen der vornehmen Salons im Glanz des Luxus und des Reichthums, zu ruhen, saß hier in verdächtiger Umgebung, eingehüllt von dem Staub der Landstraße, und doch dünkte ihm, nie wäre sein Platz glänzender und reicher gewesen. Die Niedrigkeit, in der die Geliebte weilte, zu theilen, war jetzt sein einziges und erstes Glück, der Platz an

ihrer Seite, war der ihm zukommende und gehörende.

Die Aufmerksamkeit der Dichterin hatte indessen noch einen besondern Gegenstand, auf den sie gelenkt ward. Es hatte sich nämlich seit einiger Zeit ein Fremder bei ihr eingefunden, und nach schnell genäherter Bekanntschaft hatte Annette Zobel in diesem Fremden einen Ebenbürtigen entdeckt, einen zartsinnigen, hochherzigen Dichter. Die Gestalt dieses Mannes, der sich Zauper nannte, und unter dem Dichternamen Gamaliel einige Gedichte in Almanache geliefert hatte, war nicht sehr geeignet, zarte Sympathesieen zu erregen. Er hatte schwarze, verschmitzte Augen, einen dunkeln Bart, der nicht immer sehr zierlich geordnet war, und in seinen Manieren lag zugleich etwas Dreistes und übel angebracht Verschämtes. So oft er das Haus der Dichterin besuchte, war seine Aufmerksamkeit, wo dies nur irgend unbemerkt geschehen konnte, nur allein Dianen zugewendet, die er beobachtete, und mit seinen Blicken gleichsam verfolgte. Wenn der Graf erschien, zog er sich völlig in den Hinter-

grund und verkehrte nur mit der Dichterin. Neben diesem neuen Gaste hatte sich noch ein anderer eingefunden, nämlich jener alte Mann, der Dianen aus dem Gefängnisse geführt und versprochen hatte, sie darauf wieder zu besuchen. Der Dichter und dieser Alte schienen einander zu kennen. Auch der Kandidat fand sich im Hause des Fräuleins ein. Die Liebenden nahmen von diesem Zuwachs der Gesellschaft wenig Kunde. Eines Abends, als Derburg sich eben entfernt hatte, und das Fräulein mit Dianen nach Hause lenkte, sahen sie die drei Männer am Eingang der Baumparthien ihnen entgegen treten. Diane eilte mit einem Freudenruf auf den Kandidaten zu, die Dichterin und Gamaliel sonderten sich bald ab, und der Alte machte für sich einen träumerischen Gang an der Stadtmauer hin. So befand sich Weinhold, was er beabsichtigt hatte mit Dianen allein. Von früher Jugend an waltete unter diesen beiden kein Geheimniß. Jede kleine Schuld, die das Herz des Kindes drückte, hatte sie ihm gebeichtet, jeder kleinen Freude Theilnehmer war er gewesen, ihr Glück und ihr

Unglück — er wußte darum. An seiner Brust hatte sie ihre Thränen geweint, in seinem treuen Auge hatte sich ihr Lächeln gespiegelt; in guten und in bösen Tagen war er ihre Stütze und ihr Rather gewesen — wie sollte er also jetzt nicht in diese Seele sehn, die sich ihm nie verschleiert hatte? Kaum hatte also der ernste Mann den Namen des Grafen ausgesprochen, als Diane, weinend und schluchzend wie ein Kind, an seine Brust stürzte, und lange stumm daran lag.

Er löste ihr Haupt sanft von seiner Schulter, und indem er ihr Antlitz dem seinigen zuwandte, sah er ihr bedeutsam und prüfend ins Auge. „Es ist Dankbarkeit, die Du für Deinen Retter und Beschützer fühlst, Katharina," sagte er dann und seine Stimme hatte einen feierlichen und fast schmerzlichen Klang.

„Nein, nein!" entgegnete sie schluchzend. „Ich darf Niemanden täuschen, am wenigsten Sie, theurer Mann! Ich —"

Sie sprach nicht weiter. Eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen; sie schluchzte krampfhaft.

„Wenn es so ist," sagte der Kandidat, „dann weißt Du, was Du zu thun hast."

Diane antwortete nicht, sie zuckte nur leise zusammen.

Der Kandidat fuhr fort: „Der Graf wird nicht wegbleiben, so mußt Du diejenige sein, die sich entfernt. Wie immer, sind es die Reichen, die den Armen Pflicht und Mühe überlassen, während sie über jede Schranke und Fessel triumphiren. Ich komme, Dich weit, weit von hier wegzuführen, an einen Ort, wo Du sicher und geschützt sein wirst. Es haben sich unversehens Freunde für Dich gefunden, mächtige Freunde."

„Ich soll fort?" rief Diane.

„Ja, mein Mädchen. Nicht ich treibe Dich — Du selbst willst es."

Sie stand bleich und zitternd vor ihm; eine lange Pause herrschte. Der Alte, der jetzt seinen Weg bis hierher gelenkt hatte, stand still und so weit es die Dämmerung des späten Abends erlaubte, beobachtete er die Züge und die Gestalt des Mädchens mit angestrengter Aufmerksamkeit. Er trat jetzt einen Schritt näher

und der Kandidat führte ihn an Dianens Seite, indem er rief: „Hier ist ein treuer Freund, er und ich werden Dich an den Ort Deiner neuen Bestimmung bringen.“ Als diese Worte gesprochen waren, stürzte der Alte zu Dianens Füßen nieder, faßte ihre Hand, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Das erschrockene Mädchen sah ihn befremdet an.

„Was Dir jetzt ein Geheimniß ist, Mädchen, wird Dir einst deutlich werden,“ sagte der Kandidat.

„Sie erkennet mich nicht,“ stöhnte der Alte. „Das ist der Zorn des Himmels! Warum verließ ich sie!“ Diese, mit tiefen Seufzern gemischten Ausrufungen drangen in Dianens Inneres, wie die zerrissenen Fragmente eines langvergessenen Traumes; wie Bilder, Töne und Farben in die Nacht der Erinnerung fallen, und ein verworrenes Bild zusammen zu setzen streben, dessen vollständige Darstellung ihnen doch nicht gelingen will. So waren dieses Mannes Worte ein peinigendes Räthsel für das Mädchen. Sie strengte sich an, es zu lösen, allein sie hatte nicht die

Kraft, der Deutung tiefer nachzusinnen; der eine Gedanke, die Trennung vom Geliebten, erfüllte sie ganz, und schloß jeden Zugang zu ihrem bekümmerten Gemüthe. Weinhold fühlte, daß sie der Einsamkeit bedurfte, er entfernte sich mit seinem älteren Begleiter, nachdem er ihr angekündigt hatte, daß die Reise schon am dritten Tage angetreten werden solle.

„Ich möchte sie schon heute, diese Stunde, entführen," sagte er zu seinem Begleiter, „um ihr die Trennungsstunde zu ersparen; allein ihr Geschick will es; sie soll durch Schmerzen stark werden, kein Kelch der Thränen soll ihr entzogen bleiben, eine dunkle Straße soll sie gehen."

„Um dann in Herrlichkeit und Ehren den Preis des Sieges zu empfangen! setzte der Alte rasch hinzu. Der Kandidat lächelte bitter: „Ja wohl!" sagte er, „wenn wir nichts mehr genießen können, wenn alles zu spät kommt, dann erscheint Fülle, Glanz und Wohlleben. Diese Einrichtung ist ohne Zweifel weise."

Neuntes Capitel.

Das Wort der Treue.

Derburg war diesmal später gekommen, allerlei verdrießliche kleinliche Störungen hatten ihn abgehalten; Diane erwartete ihn; sie hatte ihre ganze Kraft und Stärke zusammen genommen. Endlich sah sie ihn den Gang herab kommen. Seine stolze, hohe Gestalt hätte ihn vor jedem andern Spaziergänger ausgezeichnet, wenn es nicht schon sein rascher, gleichsam wilder Tritt gethan hätte. Er fand die beiden Frauen entfernter, wie gewöhnlich, vom Wege abgelenkt, auf einem stillen Plätzchen, wo der Staub und der Lärm der Straße nicht hindrang. Diese Stelle, eigentlich eine verpönte, weil sie schon dem Bereich eines Privatgartens angehörte, war

von der Dichterin gewählt worden, weil Gamaliel versprochen hatte, einige Gedichte mitzutheilen, die einen besonderen Schwung und eine tiefsinnige Weise enthalten sollten, und deshalb ungestört angehört werden mußten. In der That recitirte er eben die Verse, als Diane den Grafen kommen sah, und ihm entgegen ging. Die Dichterin hatte nichts gehört, und blieb wie bezaubert, auf ihrem Platze, nur den Poesieen lauschend. Derburg schlang seinen Arm um das Mädchen, und zog sie von dem lesenden Paare hinweg. Er öffnete gewaltsam eine kleine Gitterthüre, und jetzt befanden sich beide in den dunkeln Gängen des Gartens, wo eine tiefe wohlthuende Stille herrschte. Eine zierliche Gartenbank bot sich ihnen zum Sitze dar. Diane ließ sich willenlos hinführen, ihre Hand, die der Jüngling in der seinen hielt, zitterte, sie selbst war still und stumm. Es dauerte lange, ehe dem leidenschaftlichen Jünglinge, in den Entzücken dieser heiligen, süßen Einsamkeit mit der Geliebten, diese drohenden Zeichen bemerkbar wurden; endlich rief er: „Aber was ist Dir, Diane,

Du sprichst nicht, Du erscheinst kalt und theilnahmslos zu dem, was ich Dir sage?"

Sie neigte ihr Haupt und schwieg. Es lag wie Berge auf ihrem Herzen.

„Um Gotteswillen, ist Dir nicht wohl?"

Diane rang mit sich und sagte endlich: „Herr Graf, was Sie an mir gethan haben, — der Himmel ist mein Zeuge, ich werde es nie vergessen. Ich —."

„Ach, Du willst meiner spotten, Diane! Warum diese förmliche Anrede? Aber ich werde Dich dafür strafen." Er zog sie an sich, und wollte ihr einen Kuß rauben, aber er fühlte eine eisige Kälte auf Wangen und Lippen. Er ließ die Arme sinken, und starrte sie entsetzt an. „Was ist das?" stammelte er. „Was hast Du, Mädchen?"

Sie vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten, ihr Haupt sank an seine Schulter; aber von dieser Berührung wie erschreckt, raffte sie sich auf und sagte dann langsam und fest. „Ich werde Sie nun verlassen, mein Wohlthäter, mein Beschützer! Ich gehe — ich werde Sie nie wie-

derſehen. Nehmen Sie meinen Dank, es iſt alles, was ich habe — nehmen Sie den Dank der Waiſe!" — Sie erfaßte ſeine Hand und drückte ſie innig, dann wollte ſie ſich erheben, aber es gelang ihr nicht, ſich frei zu machen."

„Alſo das iſt's!" rief er, ſeinen Arm um ſie ſchlingend. „Ich habe es ſchon kommen ſehen. Sie wollen Dich von mir reißen. Der Lauf der Welt, der gewöhnliche Sinn der Menſchen will es ſo! Ich konnt's mir denken. Aber Diane, glaube nicht, daß ich nicht wüßte, was ich zu thun habe. Vernimm denn mein Wort, Du biſt mein, und Niemand ſoll Dich mir entreißen."

Er wartete ihre Antwort nicht ab, ſondern fuhr ſchnell und feurig fort; „Als Du in der Nacht meiner Krankheit, wo der Tod mir näher war als das Leben, an meinem Lager knieteſt, da war unſere Stunde gekommen, da ward unſer Bund geſchloſſen. Ich fand den Muth, mit einem Riß alle Bande zu zerſtören, die mich an eine falſche Welt und ihre Scheinfreuden knüpften, ich entſagte jedem andern Glücke, und nur

Dir wollte ich angehören. Die Zeit der Erfüllung ist jetzt da. Glaubst Du, ich würde feig zurücktreten, jetzt, da Gesundheit wieder in meinen Adern glüht, da Glück und Leben mir wieder lächeln? Nein, Diane, Dein bin ich, Dein werde ich bleiben. Sieh hier, in dieser stillen Nachtstunde, bei dem Angedenken meiner Mutter, schwöre ich Dir, mein Weib sollst Du werden."

„Um Gotteswillen, schwöre nicht!" rief Diane, außer sich vor Schmerz und Entsetzen. „Welch' eine Hölle liegt in einem solchen Schwur!"

„Welch' ein Himmel, willst Du sagen. Mädchen, bist Du nun ruhig?" Er hielt sie an seine Brust, sie schluchzte krampfhaft. „Warum sich plagen und mühen!" rief er ernst und sanft. „Vertraue mir, wie ich Dir vertraue; damit ist alles gesagt! Und nun, da Du mein Wort hast, laß uns ruhig die Lage der Dinge überlegen. Um meine Verhältnisse in der Welt, die uns nichts mehr angeht, zu lösen, bedarf es Zeit; ehe ich Dich daher heimführe, werden vielleicht noch Monate vergehen; bringe diese Zeit der Prüfung ruhig und gelassen hin. Ich werde thä-

tig sein, und unablässig wirken. Wir werden uns selten sehen, und auch das soll Dich nicht bekümmern. Versprich mir das. Vor allen Dingen thue keinen Schritt, ohne mich."

Der Ton der festesten Zuversicht rührte besänftigend an Dianens Herz. Zum erstenmal hörte sie diese männliche, ernste, sichere, milde Stimme. Das heiligste Vertrauen füllte ihre Brust, die glückliche Liebe schüttete ihre reinsten Segnungen über sie aus. Dennoch gab sie das Versprechen nicht, und Derburg drang nicht ferner in sie, weil er auch ohne dies Versprechen sich jetzt der Geliebten für gesichert hielt. Sie hatte seinen Schwur, sie konnte ihn nicht verrathen, eben so wenig, wie er sie.

Als sie sich trennten, ging Jeder seinen einsamen Weg, und erst jetzt fiel Sorge und Kummer auf beider Herzen. Sie blickten sich beide um, und noch einmal flogen beide auf einander zu, um stumm, ohne Worte, den Blick einer in des andern Aug zu senken, dann nahm die Nacht ihre Gestalten auf.

Zehntes Capitel.

Worin ein Minister seinem Hausarzte eine neue Theorie mittheilt.

Der Minister, der Graf Loben, saß noch spät in seinem Kabinet auf, und blätterte unter Briefen und Papieren, die er bei Seite schob, als man ihm die Ankunft seines Neffen meldete. Der junge Graf Bonifaz betrat bleich und erschöpft das Zimmer, und sank, auf den Wink des Onkels, in die Polster des Sopha's, mit einem leisen Stöhnen und halb ersticktem Schmerzenslaut.

„Du siehst übel aus!" bemerkte der Minister, indem er einen scharfen, prüfenden Seitenblick auf den jungen Mann heftete.

„Es wird vorüber gehen," stöhnte der Er-

schöpfte. „Ich vertrage es nicht die Treppen zu steigen."

„Hm," rief der Minister halb für sich, „als ich Deine Jahre hatte, konnte ich die Treppen hinaufreiten, wenn es darauf angekommen wäre. Das jetzige Geschlecht kann nicht mehr steigen, wie will es denn in die Höhe kommen."

„Es muß sich tragen lassen, bester Onkel."

„Wenn es noch die Hände findet," murmelte der Minister. „Doch wir wollen die Zeit nicht mit Epigrammen tödten. Ich sehe Dich selten, seitdem Du Dein eigener Herr bist, und ich muß daher die Gelegenheit nützen, wo ich sie finde. Früher hatte ich die Ehre immer, von Dir etwas zu erfahren, wenn Du Geld brauchtest, jetzt fällt auch dieser Grund weg, und unsre Wege gehen gänzlich auseinander."

„Der Himmel weiß es, daß ich dies ernstlich beklage!" sagte der junge Mann, und richtete den Blick gen Himmel.

„Es ist eine wunderliche Welt, in der wir leben," fuhr der Minister fort, einige der Briefe hervorziehend. „Wer hätte gedacht, daß sich die

Sache so endigen würde. Den Frommen fällt das Glück im Schlafe zu. Habe ich Dir den Brief meines Schwagers mitgetheilt?"

Der Neffe schüttelte den Kopf und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ich weiß alles!" sagte er nach einer Pause. „Der Himmel hat mein Opfer nicht angenommen! Ich soll die Last des Mammons noch weiter schleppen." —

Der Minister hielt den Brief vor sich hin. „Ich muß gestehen," sagte er sinnend, „ich begreife von dem allen, was hier steht, wirklich nur sehr wenig. Der alte Eisenfresser schreibt mir, daß er seine Enkelin gefunden, daß er sie anerkannt habe, daß er jedoch völlig Verzicht leiste auf das ihr zustehende Erbe. Gerichtliche Papiere dokumentiren diese Verzichtleistung. Was soll das? Ist das Großmuth? — Nimmermehr! Ist das Liebe für Dich, Bonifaz? — Noch weniger; er hat Dich nie leiden können. Ist es endlich Schonung für mich, und den Ruf meiner Schwester? — Fast würde ich dies glauben, wenn ich die Welt nicht besser kennte, um irgend an-

nehmen zu können, es gäbe einen Narren, der sein Interesse dem Interesse Anderer aufzuopfern im Stande wäre. Also was ist das? Warum leistet er Verzicht auf das Erbe? Er konnte Dich nackt ausziehen, warum thut er es nicht? Er konnte mich kränken, da ich ihn gekränkt, warum thut er es nicht? Da ist etwas, was ich nicht enthüllen kann."

„Und es ist doch so leicht zu enthüllen!" rief der Neffe. „Der Heiland hat sich des Herzens dieses rohen Mannes bemächtigt, er ist verwandelt!"

Der Minister, ohne auf diese Worte zu hören, fuhr fort. „Indessen giebt es Capricen in der menschlichen Natur; ich will an dem Dasein einer solchen glauben, da ich mir sonst die Handlungsweise dieses Mannes, der so wohl die Güter der Erde und ihre Macht zu schätzen weiß, nicht deuten kann. Wie gesagt, wir können froh sein, daß sichs so gestaltet hat. Du hast im Schlafe Dein Glück gemacht, ich bin einem ärgerlichen, öffentlichen Schritt entgangen; denn dazu hätte es doch kommen müssen. Ich war

schon zu weit gegangen. Der Eifer für Dich hatte mich hingerissen, ich bedachte nicht, daß ich im Laufe des Prozesses hätte Beweise liefern müssen, Papiere aufzeigen, die die Familie, auch mit aller Vorsicht, dennoch hätten compromittiren müssen. Es war gut, daß ich bei meinem ersten Schritte einem rechtlichen Manne, diesem Herrn Lobmeyer, in die Hände fiel. Wenn es ein Schurke gewesen wäre, wie hätte er damals meine aufgeregte Stimmung benutzen können! Manches wäre geschehen, was sich jetzt nicht mehr hätte ändern lassen. Ich habe mich auch deshalb bewogen gefühlt, dem Herrn Lobmeyer ein ziemlich ansehnliches Geschenk zukommen zu lassen. Die kostbare Standuhr, die ich neulich aus Paris bezog, ist in seine Wohnung hingewandert. Man muß sich solche treffliche Männer um jeden Preis als Freunde erhalten."

Der Neffe hörte diese Lobpreisung des Advokaten mit nur mühsam unterdrücktem Gähnen an. —

„Wer die Welt kennt, wie ich," fuhr der Minister fort, „weiß es zu schätzen, wenn er ein-

mal Jemanden findet, der nicht stiehlt, wo er stehlen konnte, der nicht mordet, wo er morden konnte. Doch dies bei Seite. Ich sehe nun diese Angelegenheit für beendet an. Mein Glückwunschschreiben ist auch bereits nach Schloß Windeck abgegangen."

„Also hatte ich doch Recht," seufzte Bonifaz. „O, meine Mutter!"

„Schweig," unterbrach ihn der Minister mit einem finsteren Blicke. „Ist es die Weise der Kinder der alten Hexe Therese, die heiligste Bande durch Lästerung zu zerreißen, so ist diese Weise doch nicht die meine. Ich bin ein Weltkind, ich gesteh es gern, ich halte es mit der Ehre, und will keinen Fleck auf dem Kleide der Meinen wissen, noch weniger will ich ihn selbst hinspritzen."

„Die Erwählten des Herrn sind frei von den Rücksichten der Welt!"

Der Minister warf sich in den Stuhl zurück. „Schweig!" rief er nochmals heftig. „Ich kann diese ehrlose, feige Sprache nicht hören. Ich kann es nicht; am wenigsten aus dem Munde

eines Mannes. Willst Du einen vorstellen, so ändere diesen Ton.“

Bonifaz neigte sein Haupt sanft auf die Schulter und lächelte.

„Wovon ich eigentlich sprechen wollte, ist dies: Der General hat hier noch einen sonderbaren Handel. Ein Mädchen, das zu einer Bande Geldfälscher gehört hat, die wir vor Jahren zurück verfolgten, ist hier entdeckt, und einige Monate festgesetzt worden. Das Mädchen heißt Katharina Sempel. Diese soll ich nun auf alle Weise frei machen; durch Aufbietung meines ganzes Einflusses. Die Sache ist ein Bagatell. Ein achtzehnjähriges Mädchen wird, Gottlob, unsere Finanzen nicht zerrütten, die ganze Anklage schien mir mehr gemacht, um einem jungen Advokaten Gelegenheit zu einer hübschen, glänzenden Vertheidigungsschrift zu geben, wie einem jungen Arzte ein leichter, aber in vornehmen Kreisen waltender Krankheitsfall helfen muß, seinen Ruhm zu gründen. Das Mädchen ist hübsch, und wie ich höre, hat sie einen reichen oder vornehmen Gelbschnabel zum Geliebten. Ich

ließ mir die Akten geben, und habe die Sache in Ordnung gebracht. Es hat mich wenig Mühe gekostet; es war mir lieb, den alten Generalen dadurch zu verbinden, und ihm gleichsam meine Dankbarkeit zu bezeigen, daß er seinerseits eine für mich unangenehme Geschichte so human geendet hat. He? Was sagst Du nun zu dem allen? Ich glaube, Du schläfst?"

„Ich wache und höre, theurer Onkel."

„Nun, da das Mädchen frei ist," setzte der Minister hinzu, „schicke ich sie nach Schloß Windeck oder an den Ort, wo mein Schwager sie hin haben will. Ein beglaubigter Mann nimmt sie mit. Diese Gelegenheit solltest Du jedoch nicht von der Hand weisen. Ich rathe Dir, dieses Mädchen selbst dem General zuzuführen, und ihm meine Handlungsweise dabei ins gehörige Licht zu setzen. Du sowohl als ich gewinnen dabei, der General muß dann sehen, wie wir eifrig bemüht sind, den Friedenschluß zu befestigen. Du gewinnst seine Neigung, und kannst dadurch für die Zukunft Vortheile aller Art Dir sichern. Ueberdies siehst Du Deine Stiefschwester. Es

würde sehr übel gedeutet werden, wenn Du sie vermiedest! Jetzt, da die Familie sie aufgenommen hat, da man den Ruf meiner Schwester so ehrenvoll bewahrt hat, so wäre es offenbar unklug und unnütz feindselig, wenn Du den Fremden gegen diese Aufgefundene spielen wolltest."

„Ich werde sie als Schwester begrüßen!" rief Bonifaz, „Den Kuß der Liebe werde ich auf ihre Wangen drücken."

„Freilich," sagte der Minister, indem er seine Dose öffnete und mit Lächeln eine Prise nahm. Vierzig tausend Thaler Renten sind keine Kleinigkeit. Wenn alle Deine Küsse so gut bezahlt werden, so rathe ich Dir, mit diesen Liebkosungen nicht karg zu sein."

Der Neffe wandte sich empört weg und deckte sein Antlitz mit den Händen.

„Somit wirst Du denn bald reisen. Noch eine Frage. Stehst Du noch in Correspondenz mit der Mutter Therese?"

„Sie ist völlig erblindet," entgegnete der Neffe, „doch hat sie mir ihren Segen durch Eulalie zukommen lassen."

„Eulalie!“ wiederholte der Minister, und ein kaltes Lächeln glitt über das Antlitz des Weltmannes. „Welche Thorheiten, welche Zeiten', welche Wünsche liegen in diesem Namen. Hörst Du vom Geheimerath Basilius noch zuweilen?“

„Er ist ein Abtrünniger,“ sagte der Neffe ernst und kalt. „Der Welt wieder zugewendet, lebt er ihren Freuden und Genüssen.“

„Ganz Recht,“ fuhr der Minister schnell und boshaft dazwischen, „er hat ein hübsches Rittergut gekauft, mit Deinem Gelde, mein Sohn. Er hat seine Schulden bezahlt, mit Deinem Gelde, mein Sohn. Er wußte wohl, wie lange er euch anzugehören brauchte.“

„Er ist nie der Unsrige gewesen,“ sagte der Neffe mit einem tiefen Seufzer.

„Ich will Dich nicht weiter aufhalten, Bonifaz. Wir haben nichts mehr mit einander zu besprechen. Wenn Du reisest, so nimm meine Glückwünsche und Grüße mit.“

Der junge Mann erhob sich, aber er sank wieder in die Polster zurück. Der Minister klin-

gelte: „Stephan wird Dich führen, Du bedarfst der Hülfe!" rief er rasch. Der Bediente kam, und auf ihn gestützt, verließ der Neffe das Zimmer seines Onkels, der die Thür öffnete, um ihm noch auf dem Vorsaale nachzusehen, dann kehrte er ins Kabinet zurück, und vor das Bild seiner Schwester tretend, rief er mit einem wehmüthigen Lächeln: „Gute Margarethe, wenn Du gewußt hättest, für wen Du Deine Seele mit Thorheit und Kummer belastetest, Du hättest anders gehandelt! Die Güter dieser Erde sind ein großer Schatz, denn sie sind das einzige Gewisse, das wir haben, allein ich würfe sie dennoch hin, wenn ich mit einer so matten Seele in einem so matten Körper sie erkaufen sollte. Lieber eine Brotrinde — doch diese mit gesunden Zähnen zermalmt! In unserm Blute liegt unsere ganze Stärke; hat dies eine gesunde Mischung, so werden wir mit der Welt fertig, und wenn sie von Millionen Teufeln mehr, als schon in ihr wohnen, bevölkert wäre. Der Geist allein thuts nicht; wenn ihn nicht das Blut unterstützt, so brütet er nur Phantome aus. Ich danke dem

Himmel, ich gehöre noch einem Geschlecht an, das den kranken Wahnsinn dieser Tage nicht kennt."

Der zurückkehrende Bediente meldete den Hausarzt des Ministers. Der Graf war gerade in der Stimmung, den Schüler des Aesculap zu empfangen. Mit leichtem, fliegenden Schritte ging er ihm entgegen. In jedem Tritte freie, elastische Bewegung der Jugend. „Haben Sie den armen, alten, kranken Mann gesehen, den man eben von mir wegführte?" war die erste Frage.

Der Arzt blickte befremdet auf: „Ihren Neffen, Excellenz?"

„Ja doch, meinen Neffen. Wer ist von uns der Alte, wer der Junge? Ich nähere mich den Sechzigern, und er ist noch nicht dreißig!"

„Eine vortrefflich gelebte und geschonte Jugend bewirken bei Euer Excellenz dies Wunder," sagte der Arzt mit einem freundlichen Lächeln.

Der Minister warf sich lachend in den Stuhl. „O, mein theurer Doktor, wie sehr sind Sie da

im Irrthum! Eine geschonte Jugend! — mein Guter! Nennen Sie mir eine Debauche, die ich nicht mitgemacht? Und in meiner Jugend wurde der Genuß in ganz andern Portionen verabreicht. Alles heutige ist Spitalkost dagegen — Krankensuppe! Und trotz meiner Campagnen bin ich noch der Mann, der dem Nächsten nichts christlich zuschiebt, was er selbst noch genießen kann. Und Ihre Pillen, Herr Doktor, ich glaube nicht, daß Sie durch eine Lieferung in mein Haus, reich werden."

Der Arzt zuckte lächelnd die Achseln.

„Sie wissen mir nicht zu antworten," rief der Minister, „so will ich es in Ihrer Stelle thun. Es ist das Blut, es ist die dunkelkräftige Mischung, die in meinen Adern rinnt, und die sich mächtig unterscheidet von dem blassen Liquor, den die Schwächlinge in sich bergen, eben so wie von dem gelben, verwandelten Safte, den das äußerste Elend, die schlechteste Kost vereinigt mit dem Gram der Seele bei den unglücklichen halbverhungerten Irrländern erzeugt. Die Cultur kann uns eben so herunterbringen, als die Bar-

barei. — Ich will Ihnen ein Buch leihen, das ein französischer Gelehrter auf meine Veranlassung geschrieben hat, und zu welchem ich ihm die Daten gegeben. Es betitelt sich „die Kreuzung der Raçen,“ die Bürgerlichen haben vor uns die besseren Leiber voraus, sie halten länger aus, sie können besser und anhaltender schreien, weil sie bessere Lungen haben, ihre ungeschwächten Nerven halten riesenmäßige Nachtarbeiten aus, ihre Galle ist compakter, und wird nicht vom Schatten einer Fliege aufgeregt. Wir kommen mit unsern halben und Viertel Nerven gegen diese Schreier nicht auf, unser Geist opponirt, allein die Organe versagen ihren Dienst. Also vor allen Dingen gute Leiber gewonnen, gesundes Blut, und alle Constitutionen sind unnütz. aber von wo bekommen wir diese gesunden Leiber? Offenbar von einem Volke, dessen Weiber noch keine Journale lesen, und keine Romane schreiben, die es dagegen verstehen, Kinder zu säugen, und ihnen jenes kostbare Blut in die Adern zu gießen, das der Vollbringer großer

Entschlüsse und heldenkräftiger Ideen werden kann.“

„Also ein Trupp Weiber aus Georgien!“ bemerkte der Arzt.

„Nehme ich mit offenen Armen auf,“ ergänzte der Minister, „und erlasse ihnen willig die Adelprobe. Nach zwanzig Jahren sollten Sie sehen, wie wir dann anders auftreten würden. Solche Figuren, wie da eben eine mein Zimmer verlassen hat, würden dann gar nicht mehr vorkammen.“

Wir wollen die Debatten, die sich über diesen Gegenstand zwischen dem Minister und seinem Arzte erhoben, nicht weiter verfolgen, sondern uns Dianen zuwenden, die im Gefolge ihrer beiden Freunde und Führer schon weit von Berlin sich entfernt hat. Weinhold und Laubenheimer, denn daß der Alte diesen Namen führte, wird der Leser schon errathen haben, befolgten ihre Instruktionen, und brachten den ihnen anvertrauten Schatz seiner Bestimmung entgegen. Das arme, bekümmerte Kind fragte nicht, wohin es mit ihm ginge, es ließ sich still und folgsam

hinwegführen, in die ferne Welt hinein, jeder Ort war ihm gleichgültig, wenn doch einmal die Entfernung von dem Geliebten gefordert wurde. Scheinbar gab sich die Arme den Tröstungen ihrer Freunde hin, sie lächelte, und zeigte sich heiter, aber des Kandidaten tiefer dringender Blick erkannte den schwachverhüllten Schmerz. Man hatte die Straße nach Danzig zu eingeschlagen.

Eines Abends machte man Halt in einem Städtchen, und beschloß, hier einen Tag zu ruhen. Es war ein milder Sommerabend, die Bäume prangten im üppigsten Grün, das Korn stand in voller Blüthe, die Wiesen waren mit tausend Blumen geschmückt. Weinhold und der Alte machten einen Spaziergang. Diane war im Gasthofe zurückgeblieben. Als die beiden heim kamen, fanden sie das Mädchen nicht. Schreck und Bestürzung faßte sie, besonders ward Lanbenheimer von der peinigendsten Besorgniß gequält. Er gedachte des vor Jahren, fast an dieser selben Stelle, ihm zugestoßenen Unglücks, an das Verschwinden desselben Mädchens, und an das jammervolle Elend, welches, wie er sich

anklagte, Folgen seines Leichtsinns und seines Mangels an Pflichttreue war. Jetzt sollte sich dieser Fall wiederholen. Sein Alter und seine Hinfälligkeit vergessend, durchforschte er in Hast das ganze Haus, den Garten, das Gehöfte, und einen Theil der Straße. Der Kandidat mußte alle Trostgründe, die ihm zu Gebote standen, erschöpfen, doch vergebens. Als beide die Landstraße nochmals hinabgingen, bemerkten sie im hellen Mondenscheine eine gebeugte Gestalt, die auf einem Hügel unter einem Baume saß. Sie riefen sie an, sie antwortete nicht, sie kamen ganz nah, doch selbst das Geräusch dieser Annäherung, der heftige Freudenruf des Alten erweckte Diane nicht aus ihrem tiefen Sinnen. Endlich erhob sie ihr Haupt, und erkannte die Freunde.

„Ach, theuerste Gräfin!" rief der Alte außer sich; „welchen Schreck haben Sie mir armen, alten Mann bereitet. Ich fürchtete, daß Sie von neuem verloren wären!"

Diane blickte ihn an, sie duldete seine Küsse auf ihrer Hand, aber ihre Mienen drückten deut-

lich aus, daß sie kaum gehört hatte, was er gesprochen. „Geht, lieber Alter," sagte sie nach einer Pause, „geht zu Bette. Für Euch taugt der späte Abend nicht. Weinhold wird bei mir bleiben."

Wirklich entfernte sich Laubenheimer beruhigt, und der Kandidat nahm neben seiner jungen Schülerin und Freundin Platz. Der Mond warf sein mildes Licht auf Beide, und tiefe Stille, ein heiliger Frieden der Natur, waltete über Wiese, Feld und Wald.

„Du machst mir Kummer, Mädchen," hub der Kandidat an. „Wie lange willst Du trauern? Haben unsere Bitten keine Macht über Dich? Ist alles vergeblich, was ich an Dein Herz gesprochen habe?"

Dianens Haupt sank an seine Brust.

„Komm," rief er sanft, „weine Dich aus. Ich will den Quell der Thränen, der das schwere Herz seiner Bürde entledigt, nicht aufhalten. Gott sieht auf uns herab; er kennt das ewige Leid der Menschenbrust. Weine, Mädchen!"

Eine Pause verging, wo beide nichts sprachen, sondern in der innigsten und seligsten Vereinigung Eine an des Andern Brust ruheten. Der Nachtwind säuselte in den Baumzweigen über ihnen, in der Ferne hörte man das Glöckchen tönen, und den Ruf der Knaben auf der Wiese.

Diane richtete sich auf, und ihre Thränen trocknend, sagte sie: „Der Alte glaubt, ich hätte Euch verlassen, ich hätte die Flucht ergriffen?“

„Er fürchtete es,“ erwiderte der Kandidat, „ich aber theilte diese Furcht nicht. Ich kannte Dich, und wußte, daß Du unfähig warst, mir, Deinem Freunde, Deinem Bruder, einen Kummer so schwerer Art zu bereiten.“

„Wohl dachte ich daran,“ stammelte Diane leise. „Sieh jene breite, helle, im Mondschein glänzende Straße, sie führt zu ihm! Wie leicht läßt sichs auf ihr wandeln. Wie wollte ich mit beflügelten Schritten auf ihr dahin eilen. Es sollte mich Niemand fangen, Niemand erreichen. O, ich bin jung! ich habe Kräfte! Ich würde Tag und Nacht fliehen, und wenn die Sonne

des dritten Tages aufginge, wäre ich an den Thoren der Stadt."

Sie hielt stockend inne; eine Purpurgluth überzog ihre jungfräulichen Wangen. Sie war so schön in dem Glanz und in dem Schmerz der Liebe.

„Wie!" sagte Weinhold, und ergriff ihre Hand, „Du könntest so handeln? Du, Diane?

„In den Tod für ihn!" flüsterte das Mädchen. —

„Thöricht Herz! Weißt Du denn, ob er Dich so liebt, wie Du ihn? Er hat es Dir gesagt, er hat es Dir zugeschworen, doch solche Schwüre hört die laue Nachtluft viele. Es wimmelt zwischen Erd' und Himmel von den Eiden der Liebe, an jedem Baumast, an jedem Blumenkelch hängt ein gebrochener Schwur, auf jeder Welle des Waldbachs tanzt einer und unter jedem säuselnden Grashalm verbirgt sich ein solches kleines, giftiges Ding, an dessen Genuß das Herz eines Weibes stirbt. Wie wäre Mondlicht und Sonnenschein schön, wenn sich nicht so böser Nebel zwischen drängte. Ueberall in die

Räder der Weltenuhr klemmt sich der Verrath und der Treubruch, und so klein er ist, stört er dennoch den Gang der Maschine. Ach, wenn wir Wahrheit und Treue in der Welt hätten, dann wäre diese Erde so schön, daß Niemand sterben möchte. Jetzt aber ist das Grab der Wunsch der Edlen. Es ist „Nicht mehr Leben" eine Wohlthat, und ein stillstehendes Herz ist ein glückliches."

„Er aber meint es treu!" rief Diane.

„Das laß uns erst abwarten," entgegnete ihr Freund mit sanfter Stimme. „Du hast die Prüfung bestanden, nun ists an ihm. Die Ferne wirds zeigen. Laß ihn jetzt um Dich klagen, und dann handeln. Eines Mannes Liebe zeigt sich im Handeln, eines Weibes im Dulden. Du hast um ihn geduldet, er muß Deinetwegen handeln. Die That gehört ihm, das Leiden war Dein."

„Wenn sie ihn zwingen, mich zu vergessen!" rief Diane.

„Was ein Mann ist, läßt sich nicht zwingen," entgegnete Weinhold fest. „Als er Dir

sein Wort gab, mußte er wissen, wann und auf welche Weise er sich frei machen konnte. Nein, Kind, ist er Deiner werth, so hast Du nichts zu fürchten, ist ers aber nicht, so preise Dein Glück, daß Du ungefährdet einer bösen Stunde entgangen bist. Uns allen tritt einmal die ganze wilde trotzige Schlechtigkeit der Welt entgegen, und fordert uns zum Kampfe auf, und da gilts, wie der Erzvater mit dem Dämon, zu ringen. Glücklich, wer nur eine zerquetschte Hüfte, und nicht größeren Schaden von dannen trägt. Ich hatte auch einmal solch eine Stunde, in der Einsamkeit meines kleinen Stübchens fiel der Kampf auf Leben und Tod vor; es war eine Nacht wie diese. Am Morgen fand man mich auf der Schwelle meines Zimmers liegend, betäubt, mit schwachem Athem. Es war vorüber! Die heiße Stunde war dahingegangen, und hatte einen kleinen, gebeugten, kranken und beruhigten Menschen zurückgelassen."

Diane fühlte bekümmert das Leid ihres Freundes mit, so gewohnt sie auch war, dergleichen Reden aus seinem Munde zu hören. Der

junge Mann war so glücklich, Jemanden zu haben, vor dem er aussprach, was er sonst gegen alle Welt verheimlichte. Er besaß den Stolz der Unglücklichen, sich nicht bedauert wissen zu wollen.

„Wenn ich ihm nur schreiben dürfte," stotterte Diane, „um ihn über meine Entfernung zu beruhigen."

„Damit er komme, und unsere Pläne verrücke, unsere Reise störe?" rief Weinhold streng. „Nein, erst muß Du, am Ort Deiner Bestimmung angelangt, dem Schutze des Mannes, der künftig die Vaterstelle an Dir vertreten wird, übergeben sein, ehe wir daran denken können, den Grafen von Deinem einstweiligen Aufenthalt zu benachrichtigen. Glaubst Du, es habe wenig Mühe gekostet, Dich im Geheim fortzuschaffen? Schon die Aufmerksamkeit des alten Fräuleins zu täuschen, war schwer."

„O, meine mütterliche Freundin," seufzte Diane, „auch sie wird um mich in Unruhe sein."

„Nur Geduld, Mädchen! Bald wird alles überstanden sein! Die Nebel werden weichen, wir

werden deutlich sehen. Jetzt komm nach Hause, sonst kommt der Alte nochmals, um zu sehen, ob wir nicht entlaufen sind. Wirklich trafen sie Laubenheimer, der aufs neue unruhig, sich eben anschickte, seine Gefährten aufzusuchen, da sie ihm zu lange ausblieben.

Die Reise ging ungehindert fort. Ein Edelhof, unfern von Danzig, war das Ziel. Die kleine Gesellschaft erreichte es spät in der Nacht. In einem Nebengebäude war alles auf ihre Ankunft vorbereitet. Diane bezog eine hübsche Stube, die sogar mit einigem Luxus eingerichtet war, ihre beiden Gefährten nahmen eine Treppe höher ihre Wohnung. Sobald der Morgen dämmerte, begab sich der Alte auf den Edelhof, um die Ankunft zu melden. Er kam bald wieder, und hatte darauf ein langes, heimliches Gespräch mit dem Kandidaten. Diane kümmerte sich hierum wenig; sie verließ ihr Zimmer nicht, die Veränderung des Orts, die neuen, sie umgebende Gegenstände, das Ungewisse und Räthselhafte ihrer Lage vermochten nur auf kurze Zeit ihre Träumereien zu verscheuchen. Sie saß am Fenster,

und hielt ein theures Andenken in Händen; es war des Geliebten Siegelring, den er ihr in jener Abendstunde an den Finger gesteckt. Er war zu weit, und sie trug ihn daher an einem Kettchen am Halse. Es war derselbe Ring, den er damals im Postwagen ihr gezeigt, den sie als Kind mit Neugier betrachtet, und dessen Besitz sie schon damals gewünscht hatte. Jetzt war er ihr Eigenthum, und zwar als ein Pfand hohen Glücks, war er ihr übergeben worden. Sie betrachtete das Wappen und die stolze Krone, und es fielen ihr Weinholds Worte ein, von den vielen Liebesschwüren, die gebrochen wurden. Sie dachte zugleich, daß sie ein armes, verlassenes Mädchen sei, weit unter dem Stande des Mannes, der ihrer begehrte, und die Krone und das Wappen machten zum erstenmal einen peinigenden Eindruck auf sie. Sie ließ den Ring wieder in den Busen gleiten, und stützte ihr Haupt in die Hand.

Die Thüre wurde langsam geöffnet, und ein alter Herr mit weißen Haaren und in einer einfachen Kleidung trat herein. Die Augen dieses

alten Herrn hatten einen besonderen Glanz, als sie sich auf das Mädchen am Fenster hefteten.

„Um Vergebung, Mamsell," sagte er, „komme ich hier recht zu dem Kandidaten Weinhold?"

„Eine Treppe höher, mein Herr!" antwortete Diane, und stand ehrerbietig auf.

„Ich danke Ihnen, Mamsell!"

Der alte Herr wollte gehen, und ging doch nicht. Er hielt die Thüre in der Hand, und spielte mit dem Schloß, wie Einer, der nicht weiß, ob er öffnen oder schließen soll. Dabei sahen die glänzenden Augen unter den buschigen Augenbraunen fortwährend das Mädchen an, dabei zuckte es um seinen Mund, als wollte er sprechen, und doch sprach er nicht. Endlich faßte er gleichsam einen raschen Entschluß und sagte: „Ich danke Ihnen, Mamsell!" Und damit ging er zur Thüre hinaus. Diane setzte sich wieder hin, und eine Minute darauf, dachte sie nicht mehr an den alten Herrn. Als sie nach einer Weile auf den Flur ging, um die Wirthin zu suchen, sah sie zur Verwunderung, daß der alte Herr noch auf dem Vorplatze stand, und zwar an

die Mauer gelehnt, dicht an ihrer Thüre. Er schien ermüdet; vielleicht hatte er auch nicht gehört, wie sie ihm gesagt, der Kandidat wohne noch eine Treppe höher. Sie trat also zu ihm, und wiederholte ihren Spruch. Der alte Herr sah sie an und sagte: „Die Treppe ist etwas unbequem.“

„Ich will Sie führen, wenn Sie erlauben,“ rief Diane.

„O ja, Mamsell, ich erlaube es wohl. Aber darf ich mich auf Sie stützen? Werde ich Ihnen nicht zu schwer sein?“

„Gewiß nicht! Versuchen Sie es nur.“

Und der alte Herr stützte sich auf Diane, und sie beide stiegen die Treppe hinauf. Während des Steigens lag die Hand des Mannes auf des Mädchens Nacken, und es war ihr, als drückte er leise ihre Schulter. Oben angelangt, zeigte sie ihm die Thür des Zimmers, und ging wieder hinab.

Eilftes Capitel.

Reiseabentheuer zweier Grafen. Die Heldin sieht den Schauplatz ihrer Kindheit wieder.

Einen schattigen Waldabhang hinab bewegte sich ein eleganter Reisewagen. Es war in der schwülen Mittagsonne; die kleinen, grünen Seidenvorhänge des Wagens waren herabgelassen, der Bediente auf dem Kutschersitze nickte unter einem breitschattenden Regenschirme, der Postillon war vom Pferde gestiegen, und befestigte einen Hemmschuh, indem er dabei derbe Scheltworte auf die zierlichen, zerbrechlicheu Arbeiten der städtischen Wagenmacher ausstieß, die nur zum Putz arbeiteten, und deren Werk keine, auch nur irgend ernste Prüfung aushielte. Er hatte den Hemmschuh und die Kette desselben, bevor er sie anlegte, kritisch betrachtet, und gefunden, daß

eine solche Kette allenfalls gut wäre, daß seine Anne Marie sie zum Sonntagsstaate umlegte, aber, um einen Reisewagen vor dem Herabstürzen zu bewahren, würde eine zehnmal stärkere kaum genügen, diese Betrachtungen, die er dem Bedienten mittheilte, wurden mit einem schlaftrunkenen Kopfnicken von diesem beantwortet. Mittlerweile setzten sich die Pferde in Zug, und der Wagen schwankte die Anhöhe herab. Was der Postillon befürchtete, geschah. An der Wendung des Weges riß die Kette, und in beflügelter Eile schoß nun die Kutsche in die Tiefe herab, und zwar dicht an das steile Ufer eines Waldbachs hinan. Im verschlossenen und verhüllten Wagen erhob sich ein Angstgeschrei, einer der Vorhänge wurde herabgerissen, und aus dem Fenster schaute ein bleiches, verstörtes Gesicht, mit allen Zeichen des Entsetzens und der Todesangst. Der Bediente war vom Sitze herabgesprungen, und lag mit seinem zerknickten Regenschirm im Graben. Der Postillon regierte seine Pferde mit einem brüllenden Lärmgeschrei, durch das er zugleich einige Bauern, die auf dem Felde arbeite-

ten, zum Beistande herbeirief. Allein ehe dieses Hülfscorps, das sich langsam in Bewegung setzte, an Ort und Stelle anlangte, war der Wagen schon an einen Steinhaufen, der auf der Landstraße aufgeschüttet lag, angefahren, und das eine vordere Rad hatte sich gelöst. Die Kutsche schwankte in ihren leichten Federn hin und her, und schien wie eine nervenschwache Dame von ihrem Schreck sich nicht erholen zu können. Der Reisende war ausgestiegen, und stand mit einem trübseligen, bleichen Gesicht auf der Landstraße. Der Postillon fluchte, und drohete mit einer geballten Faust nach dem Hemmschuh hin, als könnte das todte Werkzeug seinen Grimm empfinden. Der Bediente wankte mit dem Regenschirm unterm Arm herbei. Ein tiefes, anhaltendes Schweigen herrschte anfangs unter den Unglücksgenossen auf der Landstraße, dann entspann sich zwischen dem Postillon und dem Bedienten ein anhaltender, hitziger Wortwechsel, in denen die Flüche von beiden Seiten nicht gespart wurden. Der Reisende hatte sich unterdessen auf den Steinhaufen gesetzt, und tröpfelte aus einer Flasche

auf ein Battisttuch eine geistige Flüssigkeit, die er sich an die Stirn legte. Der Bediente, als er dies sah, sprang herbei, und fragte ehrerbietig: „Gnäd'ger Herr, Sie haben doch nicht Schaden genommen?

„Nein! aber hört endlich auf zu fluchen! Ihr wißt, daß ich das nicht leiden kann."

„Aber Euer Gnaden! es ist zu ungeschickt von dem Menschen, er hat den Hemmschuh nicht recht angelegt. Ich sagte es ihm gleich', und warnte ihn ernstlich, aber dies Gezüchte hört auf nichts."

„Es ist schon gut. Mach nur, daß wir weiter kommen."

„Das wird schwer halten; das Rad ist stark beschädigt, und Niemand versteht es auszubessern. Die Landleute sind so dumm."

Der Herr sah seinen Diener mit einem matten Blicke an, dieser wandte sich wieder zum Postillon und den Bauern zurück. Das Gezänk nahm wieder seinen Anfang, nur mit dem Unterschiede, daß bei jedem Fluche der Bediente ängstlich auf seinen Herrn schielte, und leiser zu

reden befahl. Die Ankunft eines Fremden machte der rathlosen Rathsversammlung ein Ende. Es war ein gesunder, etwas derber Wanderer, jung und rüstig, mit einem grünen, kurzen Röckchen bekleidet, das Haupt mit einer gleichfarbigen Mütze bedeckt, die ihm keck auf dem rechten Ohr saß. Ein blitzender Hirschfänger zierte seine Hüfte; hohe Wasserstiefel gingen weit über Knie und trugen die Spuren von Sumpf und Moorgrund an sich. Aus einer Jägertasche blickten die grünflimmernden Hälse von ein Paar wilden Enten hervor.

Als dieser Wandersmann gehört, um was es sich handelte, hatte er Tasche und Flinte abgelegt, und als dies nicht genügte, selbst den Hirschfänger abgeschnallt, und den Rock ausgezogen, und machte sich daran, in der Hitze in Hemdärmeln arbeitend, das schadhafte Rad wieder herzustellen, mit Hülfe frischer Weidensprößlinge, welche er sich ebenfalls selbst vom nahen Baches-Ufer holte, und dann an der Achse zu befestigen. Er arbeitete rasch und eifrig, sich nicht kümmernd um die lauten Rathschläge, die ihm von seinen müssigen

Zuschauern ertheilt wurden, die es sehr bequem fanden, die Hände in die Tasche zu stecken und das Werk, an das sie selbst nicht zu rühren brauchten, zu kritisiren. Das Rad war nun hergestellt, und der Wagen konnte bis zur nächsten Station gefahrlos den Weg fortsetzen, nur mußte es langsam geschehen, und der Postillon erhielt vom Fremden die Weisung, wie er einen Theil der neuangebauten Chaussee, die noch sehr steinigt war, zu vermeiden habe.

Als der Wanderer seine willkommene Hülfsleistung vollbracht hatte, wollte er, leicht an die Mütze greifend, seinen Weg fortsetzen, als er sich von dem Reisenden aufgehalten fühlte, der sich ihm genähert, und leise die Hand auf seinen Arm gelegt hatte, mit der Frage! „Ich bin Ihnen Dank schuldig; wer sind Sie, mein Lieber?" —

Der Fremde, aus seinem sonnverbrannten Gesicht mit den kleinen aber blitzenden Augen den Fragenden anblickend, schien keine große Lust zu haben, zu antworten.

„Kann ich mich Ihnen erkenntlich bezeigen?"

fragte der Reisende nochmals, und zog seine Börse hervor.

„Ich danke, das wird nicht nöthig sein," erwiderte der Fremde, und schob mit einem etwas derben Stoß die Börse und den Arm von sich weg.

„Nun denn, Ihr Name?"

„Graf Windeck," rief der Fremde, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand in den Wald hinein. Die Bäume nahmen ihn auf, als wenn er einer ihres Gleichen gewesen wäre; er war spurlos im dunkeln Grün verloren. Der Reisende sah mit einem Gesicht, worin sich das äußerste Erstaunen prägte, dem Flüchtling nach; dann bestieg er seinen Wagen, indem er vor sich hin murmelte: „Graf Windeck! Aber das ist ja unmöglich! Ich werde mich verhört haben. Er wird gemeint haben, daß er bei einem Grafen Windeck in Dienst steht! So wird die Sache zusammenhängen."

Als der Wagen auf der Poststation anlangte, war es bereits Nacht, so vorsichtig war man gefahren, der Kammerdiener bemühte sich, so weit

es seine gequetschte Hüfte gestattete, das Bettzeug seines Herrn, und die tausend kleinen damit verbundenen Reisebequemlichkeiten in das beste Zimmer des Gasthofs zu schaffen, während der Wagen dem Schmidt überantwortet wurde. Die Unfälle dieses Tages machten eine besonders ruhige und mit Schlaf gesegnete Nacht wünschenswerth, dies war jedoch eine Wohlthat, zu der der Reisende nicht gelangen konnte. Der kleine Gasthof war einer von den unruhigsten und lärmendsten, und zum Uebermaaß bevölkert von den Zugvögeln einer Dorfmesse, die in der Nähe abgehalten worden war. Die tumultuarische große Wirthsstube tönte von den Orgieen eines Festabends wieder, und es drehten sich im Staube eine Menge erhitzter Leiber in einem ununterbrochenen einförmigen Kreislaufe, während eine hektische Flöte und zwei keuchende alte Baßgeigen ihre Stimmen dazu herliehen, und einen zweifelhaften Takt hervorbrachten. Der Reisende saß in seinem Zimmer und braute sehr übellaunig seinen Thee in silberner Kanne, als der Wirth eintrat, und ihm das Fremdenbuch präsentirte,

mit der Bitte, seinen Namen einzuzeichnen. Der Reisende suchte sich zu diesem Zwecke den reinlichsten Platz in dem durchräucherten Blatte aus, doch als er eben die Feder ansetzte, erblickte er zu seiner Verwunderung seinen Namen bereits groß und breit auf dem Papiere.

„Ich stehe schon darin," sagte er, und legte die Feder wieder hin.

„Bitte um Entschuldigung, das ist der Fremde, der eine Stunde vor Ihnen ankam."

„Ein Graf Windeck! Nicht möglich! Wo ist er?"

„Der Herr Graf belieben eben in der Wirthsstube zu tanzen," erwiderte der Wirth lächelnd.

„Ist er mit Equipage angekommen?"

„Hab' keine gesehen. Der Herr Graf sind zu Fuße angewandert gekommen; und gedenken auch wahrscheinlich so wieder abzugehen."

„Welches Zimmer hat er?"

„Der Herr Graf haben kein Zimmer, sie haben einen Platz auf der Streu bestellt. Wenn

der Tanz zu Ende ist, so wird über den ganzen Boden eine Streu ausgebreitet.“

Bonifaz schrieb jetzt mit einem raschen Federzuge, und so undeutlich, daß die Schrift der berüchtigten Unterschrift Napoleons in Fontainebleau, in Rücksicht der Unlesbarkeit an die Seite gesetzt zu werden verdiente, seinen Namen unter dem seines Vetters; dann stand er auf, öffnete die Thüre und lauschte in den Tumult des Schenkzimmers hinein. Grade jetzt flog der grüne Jäger im Arm einer Dorfnymphe vorbei. Der Staub wirbelte hinter ihm auf und hüllte ihn und seine Schöne in eine unpoetische Wolke. Bald aber kam er wieder hervor, und tummelte sich tüchtig, fortwährend Ellenbogenstöße empfangend, und wieder austheilend. So ging der Kreislauf des Tanzes noch mehrmals hin und her, und immer tauchte unter den vielen Köpfen der Kopf des jungen Wanderers siegreich auf, bis er endlich mit einer raschen Schwenkung seine ins Sieden gebrachte Tänzerin auf eine Holzbank am Fenster absetze.

„Ich muß dieses räthselhafte Wesen kennen

lernen,“ sagte Bonifaz, indem er die Thüre schloß, und zu seinem Theetische zurückkehrte. „Ich will ihn zu mir bitten lassen!“ — Der Wirth erhielt den Auftrag, und kam zurück, indem er meldete, „der Graf sitze jetzt beim Abendessen, nnd verzehre eine tüchtige Portion Fleischklöße, unter den Bauern an der Wirthstafel.“

Bonifaz schlürfte seinen Thee und sagte dann achselzuckend: „Ich würde zu ihm gehen, denn ich besitze keinen Stolz, aber ich kann die Atmosphäre jenes fürchterlichen Zimmers nicht ertragen. Es ist eine physische Unmöglichkeit!“ — Er nahm ein Buch zur Hand, und versenkte sich in dasselbe, als nach Verlauf einer halben Stunde ungefähr, die Thür sich öffnete, und der blonde, kräftige Jüngling mit den kleinen blitzenden Augen hereintrat, die Hand weit ausstreckend, um seinem Vetter einen herzlichen Gruß zu bieten. Die beiden Grafen verständigten sich nun. Joseph mußte die Geschichte seiner Familie erzählen, er that es offen und mit manchem heiteren Einfall gewürzt, Bonifaz dagegen gab ihm eine Skizze von seinen Verhältnissen. Beide erfuh-

ren nun, daß sie denselben Weg gingen, daß ihr beiderseitiges Reiseziel das Landgut war, auf dem sich gegenwärtig der General aufhielt.

Im Verlauf des Gespräches wurde Joseph schläfrig und sagte: „Ich werde jetzt mein Bette aufsuchen, Vetter.“

„Kann ich Ihnen nicht einen Theil meines Bettzeugs anbieten,“ rief Bonifaz, und setzte mit einem freundlichen Lächeln hinzu: „Ich würde auch meine Zimmer mit Ihnen theilen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß der Tabacksrauch mich völlig um meine Nachtruhe brächte.“

„O, ich schlafe auf der Streu.“

„Wie, unter Bauern und Handwerksburschen?“

„Warum nicht! mein Vater sagte einst: Schlummre lieber auf Stroh in Ehren, als daß Du Dich in Unehre auf seidenen Polstern legst. Aber, Vetter, hast Du das Mädchen bemerkt, die ich dort schwenkte? Die Schwarzhaarige?“

„Ich habe sie nicht gesehn!“ rief Bonifaz, und wandte sich ab.

„Das ist Dir ein feistes Kernmädel. Komm,

ich will sie Dir zeigen; sie wohnt im Dorfe hier, das dritte Haus vom Gasthofe. Wir wollen gehen, und ihr eine Nachtmusik bringen."

Bonifazens Blut erstarrte bei dem Gedanken, ein Dorfmädchen aufzusuchen, um ihr eine Nachtmusik zu bringen. Er schlug die weichen, seidenen Falten seines Schlafrocks zusammen, schlüpfte leise über den untergebreiteten Teppich mit den gestickten Pantoffeln, und sagte dann, indem sich sein bleicher, feiner Mund in ein mattes Lächeln verzog: „Ich gehe so spät nicht mehr aus. Ich bedaure."

„So geh ich allein," sagte Joseph und erfaßte die kleine, feine Hand seines Vetters mit einem derben Druck seiner großen, derben, markigen Faust. Er entfernte sich aus dem Zimmer und bald darauf hörte man in der Stille der Nacht seinen Schritt über die Gasse schallen. Bonifaz öffnete das Fenster, faltete die Hände und sah dem dunklen Schatten nach, der an den jenseitigen Häusern dahinglitt. „Ich würde für ihn beten," sagte er, „wenn ich nur glauben könnte, daß es irgend etwas hülfe! Aber es

scheint, daß er in eine grausenvolle Verderbniß und Verwilderung versunken ist. Wahrlich, ein seltsamer Vorfall! Ein Graf von Windeck muß meinen Reisewagen in Stand setzen."

Es war tief in der Nacht, als Bonifaz noch wachte; der Gedanke an seinen unglücklichen verlornen Vetter hielt ihn, im Bunde mit dem Tabaksqualm, der das ganze Haus erfüllte, wach. Er öffnete leise die Thür, und trat, mit der Nachtlampe bewaffnet, hinaus. In der Schenkstube lagen in dichten Reihen die Schläfer. Hier ein bärtiger Jude zwischen einem rothbackigen Handwerksburschen und einem kräftigen Bauer, dort der vorsichtige Krämer mit seinem zum Kopfpfühl zurecht gerücktem Tabuletkasten neben dem Pächter, der die Geldkatze fest um den Leib geschnürt und zum Ueberfluß noch die derben, fleischigen Hände darauf gefaltet hatte; ihm zur Seite der wandernde Schlächtergeselle mit den Attributen seines Standes, dem langen Schlachtmesser im Futterale. Bonifaz sah sich die Gruppen an, und wandte sich dann gegen den Ofen, wo er seinen Vetter bemerkte, der einen etwas

abgesonderten Platz einnahm, und sich mit seinem Rocke bedeckt hatte. Bonifaz bückte sich vorsichtig herab und schob in die Tasche dieses Rocks ein kleines, dünnes Heftchen, das ein sehr unscheinbares Ansehen hatte. Dann erhob er sich, nahm die Nachtlampe und schlüpfte wieder hinüber ins Zimmer zurück, indem er bei sich selbst sprach; „Jetzt hab ich ihm doch ein Wort des Trostes zugesteckt, er wird es finden und seine Seele wird sich an dem Funde erbauen!"

Während sich die beiden Vettern, der Eine seiner Gewohnheit nach zu Fuße, der Andere in seinem bequemen Reisewagen dem kleinen Edelhofe, dem jetzigen Standquartier des Generals näherten, befand sich die Heldin unseres Romans in einer für sie schwer zu enträthselnden Lage. Drei Tage waren vergangen, ohne daß sie die Einsamkeit ihrer Wohnung verlassen hatte, während dessen konnte sie bemerken, daß ihre beiden Begleiter selten zu Hause waren, sondern sich zu häufigen Gängen auf den Edelhof und in die Umgegend veranlaßt fanden. Die Einsamkeit wurde dem armen Kinde zuletzt drückend.

Sie schlich sich eines Abends aus dem Hause, und schlug, zwischen den üppig in Reihe stehenden Kornfeldern hinwandelnd, den Weg nach einem benachbarten Gehölze ein. Sie erreichte dessen Schatten und ließ sich zu Fuß einer alten Eiche nieder. Die Waldstille behagte ihr; eine frische Kühlung, vermischt mit den kräftigen Duft der Tannen und der eigenthümlichen Ausdünstung des Waldbodens wehten ihr um Brust und Wange. In der Einförmigkeit des Stadtlebens aufgewachsen, fühlte sie jetzt zum erstenmal den unmittelbaren Athem der Natur sich mit dem ihrigen vermischen. Mit einer Wonne, wie sie sie nur in frühen Kindertagen genossen, lehnte sie sich ins Moos zurück, und ihre Arme unters Haupt stützend, richtete sie die Blicke in die klare, stille Bläue des Himmels, wie sie zwischen den dunkelnd Waldschatten in unerreichbarer Höhe sich ausdehnte. Sie sah dem Zuge der kleinen Wölkchen nach, und wie sie als Kind gethan, formte sie aus ihnen Schiffe, weidende Lämmer, fliehende Reiter, spielende Kinder. Eine lange Wolkengestalt zog über den Himmel, wie ein

Greis, der mit Krone und Scepter geziert war und einen langen Purpurmantel hinter sich her schleppte. Zu diesen stillen, verklärten Gestalten bildete das Rauschen der Bäume eine düstre feierliche und geheimnißvolle Melodie. Diane erhob sich und setzte ihren Weg durch den Wald fort. Ihre Seele war mächtig angeregt, ihr Herz, sie wußte nicht, von welchem dunkeln Gefühl beherrscht. Es war diesmal nicht das Bild des Geliebten, es war etwas anderes, das sie zu zärtlicher, unerklärlicher Wehmuth stimmte. Der Wald lichtete sich, und das Gold der Abendsonne funkelte durch die letzten Stämme. Diane stand an einem Abhange, vor ihr breitete sich eine Ferne aus, eine jener schönen Thalebenen, die die Nähe an Danzig aufzuweisen hat. Ein Dorf lag halb in seinen Gärten versteckt, von einer breiten Straße durchzogen, und von der Krümmung eines kleinen Waldbaches halb eingeschlossen, in friedlicher Stille und in abendlichem Glanze da. Die Heerden wurden eben zurückgetrieben und füllten mit dem Geläute ihrer Glöckchen die Luft mit sanften harmonischen Klängen. Dianens

Blick blieb starr auf dieses Bild gerichtet; eine Beklemmung, deren sie nicht Meister werden konnte, drückte ihren Busen, sie konnte das Auge nicht abwenden von diesen Häusern, von dieser Straße, und endlich trübten Thränen ihre Blick. Sie hatte einst diese Häuser gesehen, sie hatte diese Wiese einst betreten, der Brunnen dort hart am Wege — sie kannte ihn, der alte morsche Baumstamm, wenige Schritte weiter — er war ihr nicht fremd, der kleine Fußpfad, der seitwärts abbog — sie hatte auf ihm gewandelt! — Aber wann? — wo? — Sie preßte die Hand an die Stirn, sie schloß die Augen, sie glaubte, daß Alles wie ein Traum verschwinden werde, wenn sie den Blick wieder öffnete, allein nichts verschwand; nur deutlicher, bestimmter trat jedes kleine, anfangs unbeachtete Zubehör des Bildes hervor. Ja, sie kannte dieses Dorf, es war ihre Heimath gewesen, in dunkeln — langverflossenen Tagen. Jenes Haus — über seine Schwelle war sie gegangen! — Die Thür war noch dieselbe, an der sie Nachts geklopft, wenn sie sich mit andern Kindern auf der Wiese verspätet hatte.

O, sie mußte hinab! sie mußte von neuem an diese Thür klopfen, sie mußte sie öffnen, sie mußte sehen, wer drinnen wohnte. Vielleicht trat aus diesem Hause ihr dunkles Geschick ihr entgegen, vielleicht sah sie verkörpert die Sorge ihrer Kindheit erscheinen, die thränenvollen Stunden, wo die Verstoßene zuerst fremder Pflege anheim fiel. Vor dieser Thüre wandte sich zum letztenmale die unnatürliche Mutter, der grausame Vater zu ihr, und das Kindesantlitz übte noch zum letztenmale seine magische Kraft auf die Herzen jener Unerbittlichen.

Diane floh den Abhang hinab, und bald war sie mitten in dem kleinen Dorfe, dessen Häuser sie jetzt wie alte Bekannte ansahen. „Mein Himmel!“ rief sie, und drückte ihre kleinen Hände auf das ängstlich klopfende Herz, „wie konnte ich das alles vergessen! Wie kommt's jetzt plötzlich über meine Seele, wie zerreißt jetzt der Schleier, der so lange auf meinen Blicken lag? Hier — hier hab' ich gewohnt.“ —

Sie eilte auf das Haus zu; die Thür war offen, und sie trat ungehindert in die kleine Bau-

ernstube. Der schöne Abend hatte die Bewohner der Hütte ins Freie gelockt, es befand sich Niemand in diesem düstern Raume, als eine alte Frau, die in einem Stuhle am Fenster saß. Sie war blind. Diane betrachtete die gefurchten Züge, allein so sehr sie sich mühte, sie konnte sich nicht besinnen, das Antlitz jemals gesehen zu haben; aber die Stube kannte sie wieder. An jener Wand hatte ihr Bettchen gestanden, die Strahlen der Frühsonne waren grade auf jenen eingelegten einzelnen Ziegelstein gefallen, der noch jetzt sich dort fand. Diane kniete auf diesen Platz nieder, nnd stützte ihr Haupt an die Wand.

„Ihr Urheber meiner Tage!" betete sie leise, „welches Loos habt Ihr mir bereiten wollen! Legtet Ihr mich in dieses dunkle, arme Zimmer, auf daß ich ewig meine Tage hier beschlösse! Sollte jene Greisin einst die Stütze, die Ernäherin meiner Jugend werden, sollte ich sie Mutter nennen? Ich hätte es gern gethan! O, Ihr hättet mich hier lassen, mich nie mit kaltem, gebieterischem Winke in die ferne Welt verweisen

sollen. Ich hätte hier gelebt, ich wäre hier gestorben! Diese Stube wäre meine Welt geworden, dieser kleine Fleck der Ort, wo ich täglich mein Gebet emporgeschickt! O, hättet Ihr mir dies Glück gegönnt!"

Als dieses leise Gebet über ihre Lippen geglitten war, richtete sie ihren Blick suchend auf die Wand, und mit freudigem Erstaunen entdeckte sie hier eine kleine farbige Zeichnung, von der Größe eines halben Thalerstücks, dieses unbedeutende, und von der Zeit geschwärzte Bildchen brachte ihr eine Erscheinung jener früheren Tage neu ins Gedächtniß. Eine Frauengestalt tauchte vor ihr auf, eine blasse, kranke Dame, die ihr jenes kleine Bild geschenkt, die sie oft geliebkost, und die sie in die Arme geschlossen hatte. Die Verstoßene starrte auf die Thür, und es war ihr, als solle die bleiche Dame eintreten und sie, wie damals, an ihr Herz drücken. Wie süß wäre ihr jetzt diese Liebkosung gewesen, wie trunken vor überströmender Zärtlichkeit hätte sie jetzt am Busen der sanften, kranken Frau gelegen! Aber alles das war dahin und verloren. Eine

furchtbare Einsamkeit umschloß sie; die Stube war dunkel und leer, und kein Engel weilte mehr in ihr. Die Alte am Fenster schien die Anwesenheit eines Gastes zu merken, und that einige verworrene Fragen, die Diane nicht beantwortete, sondern zur Thür hinauswankend, diese wieder leise ins Schloß fallen ließ. Das kleine Bild nahm sie mit.

Sie ging durchs Dorf dem Walde wieder zu. Die Nebel der Wiese fingen an zu steigen, und verwandelten die Gegend, indem sie scheinbar ein Meer schufen, dessen wogende Wellen sich in weiteste Ferne ausdehnten. Die einsame Wandlerin schritt in dies Meer hinein, die Nebel schlugen über ihrem Haupte zusammen, sie erreichte die Anhöhe des Waldes, und als sie in dessen Schatten eintrat, war der Mond aufgegangen und warf sein Licht auf den schmalen Pfad, den sie gekommen war. Früher schon still, war jetzt der Wald das Bild der tiefsten Ruhe. Kein Blatt regte sich, die Nacht schien ihren leisesten unhörbaren Gang über diese Gefilde zu gehen, nur der Ruf der Schnarrwachtel tönte in langen

Pausen vom nahen Kornfelde herüber, und schien den ruhenden Vögeln im Walde ein Zeichen von der noch thätigen Geschäftigkeit der Thiere des Feldes geben zu wollen. Diane suchte wieder ihre Eiche auf, und fand noch ein buntes Seidentüchelchen, das sie hier vergessen hatte. Der Himmel hatte statt seiner hellen Kuppel mit den weißen, duftigen Wolkenbildern, das ernste Gewand der Nacht angelegt, und Sterne funkelten hernieder. Wie sie so hinaufblickte und sinnend in Träumen versank, hörte sie eine Stimme neben sich, die da in lautem Klange ausrief: „Was ist der Mensch, Herr! Das Du sein gedenkest, und was des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst! —

Diane erschrak heftig, und aufspringend trat sie aus dem Dunkel der Gebüsche hervor. Sie sah jetzt im Monde eine Gestalt vor sich stehen, deren Umrisse eine ungewöhnliche Größe andeuteten. Schwarz, im Schatten stehend, konnte man nicht erkennen, ob diese Gestalt ein Mann oder ein Weib sei; sie trug einen Mantel und ihr Haupt war mit einem unordentlich und lose

gebundenen Tuche bedeckt. Das Mädchen und der unheimliche Gast blieben einander lange Zeit stumm gegenüber, endlich schien der letztere seinen Weg fortsetzen zu wollen, ohne sich um diese Störung weiter zu kümmern; aber Diane hielt ihn auf. Der fromme Spruch, und außer diesem etwas Zutrauen einflößendes im Wesen des nächtlichen Waldwanderers hatte ihre Furcht besiegt, sie wandte sich zu dem Unbekannten mit der Frage, wie jenes Dorf heiße, das jenseits des Waldes läge.

„Das ist das Dorf Fredstädt!“ tönte die Antwort.

Diane wiederholte diesen Namen, allein sie hatte keinen in der Erinnerung, der so lautete. Mittlerweile war die dunkle Gestalt stehen geblieben, und an dem starren Weiß ihrer Augen bemerkte Diane, daß ihr Blick scharf auf sie gerichtet war.

„Wer bist Du?“ fragte endlich der Schatten, „und wie kommst Du in diesen Wald?“

Diane antwortete, daß sie in der Nähe des

Edelhofes wohne und in diese Gegend her einen späten Abendgang gemacht.

Die dunkele Gestalt murmelte hierauf etwas, daß Diane nicht verstehen konnte, dann streckte sie ihren Stab aus, und wies nach der Gegend des Edelhofes: „Dahin geht der Weg“ rief sie gebieterisch. „Fromme Kinder suchen die Kammer in der Nacht! Der Schwache liebt die Flamme des Heerdes, wenn Dunkelheit sich über den Erdball breitet. Geh nach Hause, Mädchen! Geh nach Hause!“ —

Diane gehorchte dieser Weisung. Als der Weg sich krümmte, warf sie einen Blick zurück, und sah, daß das nächtliche Gebild ihr nachblickte. Jetzt erkannte sie an der Kleidung, daß es ein Weib war; aber die Züge, auf die hell der Mondglanz fiel, waren schroff und männlich, die Augen starr und weit aufgerissen. Ein Schauder überfloß jetzt das einsame Mädchen, und sie eilte schnell vorwärts.

Zwölftes Capitel.

Deborah.

Ein geräumiges Zimmer des alten Herrenhauses des Edelhofs war nothdürftig zu einem längeren Verbleib eingerichtet, Einige alterthümliche Meubeln, zu denen ein weitläufiges Bette gehörte, mit seinen Vorhängen von verblichenem Damast, waren kunstlos an die nackten Wände hingestellt, und verkündeten, im Einklage mit den klaffenden Thüren und den halb erblindeten Fenstern, daß diese interimistische Wohnung nur in Eile hergestellt war, und daß man kein sorgsames Frauenauge in der Anordnung derselben zu Rathe gezogen hatte. In der That war es die Residenz eines alten, mürrischen, wilden, mit Gott und den Menschen zerfallenen Mannes.

Dieser derzeitige Bewohner des Edelhofes lag in der frühen Morgenstunde auf dem Bette, dessen Drapperien aufgewunden waren, um dem Strahl der Sonne Eingang zu gestatten. Die Züge des Schlummernden, wenigstens konnte man dies annehmen, da er mit geschlossenen Augen da lag, waren ernst und still; in ihrer scharf ausgeprägten Bildung drückte sich keine Miene jenes kleinen vergänglichen Leids aus, daß man auf dem Antlitz Erkrankter zu sehen pflegt, aber über das Ganze dieser Formen war eine so kalte Erstarrung hingelagert, daß sie ungleich heftiger auf den Beschauer wirkte, als es das peinigendste in den Muskeln zuckende Leid zu thun im Stande gewesen wäre. Man sah, daß diesem so kalt und stumm daliegenden Wesen die Hoffnung der Welt nicht mehr nahte, daß alle die süßlächelnden Engel des Menschenlebens, die durch die wechselnden Scenen der Freude und des Leids den Pilger der Erde begleiten, von dem Lager dieses müden Mannes auf immer gewichen waren. Wie die Augen sich geschlossen hatten, so waren es auch die Zugänge dieser Seele, die nur noch ein

martervolles, nach Innen arbeitendes, und die edlen Organe der Lebensthätigkeit vernichtendes, Dasein zu führen schien. Nur von Zeit zu Zeit ein langer, das Gewölbe der Brust hebender Seufzer, gleich dem Arbeiten eines Gefangenen, der die Decke seines Kerkers zu sprengen sucht, bekundete, daß in dieser Hülle noch das Herz pulsirte. Dies war das Aeußere des Mannes, dem wir einst in der wildesten Leidenschaftlichkeit in dem eisernen Trotze seiner „guten Tage" begegnet sind.

Die Thüre des Vorgemachs öffnete sich leise, und der Baron Franz trat herein, mit sich einen Mann führend, dessen Kleidung und Aeußeres einen Notaren anzeigte. Der Baron näherte sich dem Bette, beugte sich über den darin Liegenden und winkte dann seinem Begleiter, zurückzubleiben, indem er leise sagte:

„Er schlummert. Wir dürfen ihn nicht stören." —

Die beiden Männer entfernten sich wieder. Kaum waren sie fort, als der General die Augen öffnete, und in einem tiefen Seufzer ausholte. Er

streckte die Hand nach der Klingelschnur aus, doch ohne sie zu erfassen, ließ er den Arm wieder kraftlos auf die Polster sinken.

Nochmals öffnete sich die Thür, und diesmal erschien ein ungewöhnlicher Gast. Es war die lange, knochendürre Gestalt eines alten Weibes, desselben, der Diane im Walde begegnet war. Sie trug den Anzug einer Bäuerin, doch hier und da mit einem phantastischen Zierrath vermehrt. So war ihr völlig ergrautes Haar nicht unter der in dieser Gegend üblichen Haube verborgen, sondern ein vielfarbiges, wollenes Tuch umhüllte ihre Schläfe, und beschattete Züge, die von dem Alter alle seine Schrecken, aber auch seine volle Größe und starre Erhabenheit geborgt hatten. Die Augen dieser Sybille lagen tief und warfen unheimliche Strahlen, ihr zahnloser Mund öffnete sich nur wenig, und ließ die Worte geklemmt hinaus, wie ein träger, mißwilliger Gefangenwärter den armen Gefangenen, die er ins Freie führen soll, nur eben so weit die Kerkerthür öffnet, als es gerade nöthig ist, um mühsam hindurch zu schlüpfen. Von dem welken

Arm war das Gewand hinaufgestreift, und die kleine, magere Faust umspann wie eine Vogelkralle den Knollen des einfachen, derben Eichenstabs. Ein Camisol von bunter Leinewand und ein sehr faltiger Rock von schwarzem Tuch, ziemlich hoch aufgeschürzt, darunter sehr zierliche blaue Strümpfe mit rother Stickerei und die ungewöhnlich kleinen Füße in Schuhe mit blinkenden Zinnschnallen gesteckt, waren die Hauptstücke des Anzugs. Dies war die Gesellschafterin, die der kranke, übellaunige Mann sich ausgesucht hatte. Wir werden aus dem folgenden Gespräch sehen, welche Anknüpfungspunkte zu gegenseitiger Offenheit und Vertrauen beide hatten.

„Bist Du es, Deborah?"

„Ich bin's."

„Der Tag will nicht enden. Ich bin müde des Lichts."

„Der Tag hat eben erst begonnen."

Der General bat, daß sie ihm behülflich sein möchte, ihn in sitzende Stellung aufzurichten. Sie thats, und als sie die Polster zurechtgerückt

hatte, setzte sie sich wieder auf den Stuhl am Bette.

„Deborah," hub der General an, indem er die Alte scharf anblickte, „erinnere Dich, daß Du einst eben so an meinem Lager saßest! — Ich war ein zehnjähriger Knabe, und lag im Fieber. Ist Dir dies gegenwärtig?"

Die Alte nickte stumm mit dem Kopfe.

„Du warst ein junges Weib," fuhr der Herr zur Dienerin gewendet fort, indem ein Lächeln um seine Lippen zuckte, „Ja, ich weiß, daß Du schön warst. Dein Haar war blond, Alte, und hatte jenes schöne blond, das man mit nichts vergleichen kann. Die Dichter sagen goldfarbig — aber Gold hat einen ganz anderen Glanz; zudem wäre es lächerlich, goldenes Haar haben zu wollen. Du hattest schönes blondes Haar."

„Ja, ein solches hatte ich," sagte die Alte.

„Was war die Ursache meines Fiebers, Deborah?"

„Du weißt es," entgegnete die Gefragte, und warf einen zürnenden Blick auf ihren Nach-

barn. „Was fragst Du mich? Könnte ichs vergessen, ich wäre glücklich.“

„Nein, ich aber will es nicht vergessen,“ fuhr der General fort, indem er sich höher aufrichtete. „Ich hatte das Messer nach meinem Vater geworfen.“

„Oh — oh!“ seufzte die Alte, und wiegte den Kopf, wie Einer, der bitteren Erinnerungen nachsinnt. Der Sprecher fügte hinzu:

„Er hatte mich geschlagen, bis aufs Blut geschlagen, er hätte mich ermordet, wenn ich mich nicht zur Wehre gesetzt. Die Nacht darauf lag ich im Fieber, und kämpfte zwei Wochen hindurch mit dem Tode. Wäre ich doch gestorben! Aber der Herr verschmähte mein Leben, ich sollte den Mord, den ich am Vater nicht verübte, am eigenen Sohn verüben. Ich sollte der Mörder meines Kindes werden!“

Die Alte hob ihre Hand und stieß einen zischenden Laut aus, wie man Kindern zuruft, daß sie nicht zu laut sprechen. „Was sagst Du da?“ rief sie. „Stille, wenn es Jemand hörte.“

„Es wäre Zeit, daß ich der Welt Furcht von

mir ablegte," entgegnete der Gewarnte. „Wäre ich nur stark genug gewesen damals es zu thun, als es gefordert wurde! aber wer der Welt dient, muß es erfahren, wie fest sie ihren Sklaven hält. Ich hätte jenem Weibe, wie sie mir in der Stunde des Gerichts meine That vorhielt, ich hätte ihr „Ja" und „Amen" antworten sollen! Ich hätte bekennen sollen, was ich verübte. Die Strafe hätte ich leiden sollen, die ich verwirkt hatte! — Aber ach! Ich konnte es nicht! Ich beugte mein Haupt und legte mein Herz unter die Schwere meiner Sünden. Seitdem bin ich wie verbannt und flüchtig. Es leidet mich nicht mehr im Hause meiner Väter; ich fliehe den Heerd, den ich beschimpfte. Meine Kraft ist gebrochen, meine Tage sind gezählt! Mein Leben und meine Ehre sind dahin!"

Deborah sah streng vor sich hin; in ihren Zügen lag nicht die leiseste Spur von Mitleid und zärtlicher Schonung.

„Du allein weißt um meine Schande," sagte der General, „Du allein!"

„Ich habe sie hier begraben," rief die Grei-

sin, und zeigte auf den Knochenbau der Brust. Sie schlug daran, und es tönte wie in einem Grabgewölbe.

„Du weißt um jede Schuld meines langen Lebens. Von dem ersten Verbrechen des Knaben an, bis zu dieser elenden, jammervollen, feigen Schmach! Die Welt, die Meinigen kennen mich ohne Makel, ihnen bin ich der stolze, wilde, ungebeugte Mann, Du allein, Alte, hast mich gebeugt, klein, jammernd gesehen. Als ich die Leiche meines Sohnes verließ, kam ich zu Dir in Deine Hütte, und klagte Dir, was geschehen. Erinnerst Du Dich der Nacht?“

Deborah neigte das Haupt, der General fuhr fort.

„Du sagtest nichts weiter, als „das Wort Deines Vaters ist nun erfüllt.“ Ach, Deborah, dieser Vater, laß es mich Dir sagen, war grausam. Ein Theil meiner Uebelthaten lastet auf ihm. Er wußte, welch ungezähmtes Blut in meinen Adern kochte, wie mich der Jähzorn zu allem fähig machte, und er that nichts, um meine Natur zu veredeln. Er setzte Trotz dem Trotze ent-

gegen, er nährte meinen Stolz, meinen Zorn durch Spott. Nie leuchtete Liebe in seinen Augen, nie kam ein sanftes Wort über seine Lippen; aber wohl kaltes, höhnendes Lächeln, ein Lächeln, das mich wahnsinnig vor Erbitterung machte. So wuchs ich auf, vom Peiniger immer bewacht, ihn verwünschend; als er starb, und ich frei wurde, übte ich denselben wilden Zwang gegen meine Umgebung aus, den ich selbst hatte erleiden müssen. Ich war reich, unabhängig, das Haupt einer zahlreichen, angesehenen Familie, nichts stand meinem Willen entgegen, ich übte ihn in vollster Unbeschränktheit aus."

„Gott hat diesen Willen gebrochen!" rief Deborah.

„Er thats!"

Die Alte fuhr fort mit erhobener Stimme: „Er faßte Dich da, wo Du am empfindlichsten warst, an der Ehre der Welt! Du glaubtest Dein Haus auf Diamanten-Säulen gegründet, auf ewig von seiner Stätte den Verrath und die Niedrigkeit entfernt, und siehe, er zwang Dich, daß Du mit eigener Hand die Schmach hineinführtest.

So züchtigt der Herr die Stolzen! Die Laster des Geschlechts sind dessen Untergang! Durch seine eigene Thorheit sinkt ein Stamm! Nicht die äußere Feinde sind's, die Euch bedrohen, Eure eigene Herzensverhärtung ist's, die Euch stürzt."

Diese Worte, die die Bäuerin aussprach, waren weit über die Enge ihres Standes und die Dürftigkeit ihrer Erscheinung erhaben. Allein Deborah stand jenem unheilbaren Kranken, dem sie sich eben mittheilte, näher als ein gewöhnlicher Vertrauter zu stehen pflegt, sie war ihm geistig verwandter als alle die glänzenden und hochgebildeten Personen seiner Umgebung. Deborah, die fünfundachtzigjährige Greisin, hatte es mit jenem Stolz, der den freien und kühnen Seelen aus dem Volke eigen ist, verschmäht, ein Gnadengehalt von ihrem einstigen Pflegling, ihrem nachmaligen reichen Gönner, zu beziehen, und hierdurch hatte sie ihre strenge Selbstständigkeit behauptet. Sie war im heimathlichen Dache geblieben, sie hatte geheirathet, Mann, Kinder und Kindeskinder sterben sehen, und stand

nun einsam da, dem Grabe verfallen, aber auf den Stufen desselben noch immer den Geschicken des Mannes zugewendet, für dessen belastete Seele sie die einzige Mitwisserin und Trösterin war. Die Kraft dieses Bewußtseins war der Lebensathem dieser morschen Brust. Als der General das Schloß seiner Väter verließ, begab er sich nach dieser entfernten Besitzung in die Nähe der Greisin, und diese erfuhr kaum seine Ankunft, als schon der hohle Klang ihres Stabes auf dem Vorsaal ertönte und sie denjenigen zu begrüßen kam, der zu ihr, gleichsam wie zu einem Heiligenbilde, gewallfahrt war. Beim Anblick der Alten bezähmte die wilden Pulsschläge eine sanfte Erinnerung. Die Gefühle, die Gebete der Kindheit, so fremd einem weltlichen, sturmbewegten Herzen, hier in der Nähe dieses Dorfes, unter dem Gemurmel, den Seufzern, den strengen und harten Blicken Deborah's keimten sie empor. Hier lispelten die Weiden des Baches Frieden und Erbarmen, hier löschte der Abendwind, über die Wiese hinziehend, die trockne Glut eines ehrgeizigen Herzens, hier plätscherte

auf den Wellen des dunklen Baches, mit dem Goldflitter der Mondlichter, die Erinnerung an Mutterblick und Mutterliebe. Im alten Ahnenschlosse gab es keine Vergebung, hier gab es eine. Der General fühlte das und sein heimlicher, sehnlichster Wunsch war — hier zu sterben.

Nach einer langen Pause hub Deborah wieder an: „Ich habe Deine Kleine gesehen. Gestern, spät Abends, begegnete sie mir im Walde.“

Die Züge des Kranken erheiterten sich, als er den willkommeneu Namen eines theureu Kindes hörte. „Du sah'st sie?“ rief er. „Nun, wie fandest Du sie?“

„Wie die Lilie des Feldes, die Gott kleidet.“

„Doch auch ich werde sie kleiden,“ fügte der General hinzu. „Ist irgend etwas Köstliches in den Kammern und Schränken meiner alten Schlösser, um ihre junge Schulter will ich's hängen.“

„Kleide sie in Dein Erbarmen, wirf ihr den Mantel Deiner Liebe um,“ rief Deborah.

„Ich raubte ihr das Erbe,“ fuhr der Alte fort, „ich gab, was ihr gebührte, der Fremden;

doch dem Himmel sei Dank, ich besitze noch genug, um diese arme Kleine zu beschenken, um ihr Glück zu gründen.“ Er hielt inne und sah sich um: „Der Notar kam, als ich ihn nicht sprechen mochte; jetzt rufe ihn, Alte.“

Der Neffe und der Notar traten herein. Der letztere brachte eine Schrift und legte sie auf das Tischchen vor dem Bette. Der General las sie aufmerksam und neigte billigend das Haupt; dann reichte er das Papier dem Baron und forderte ihn auf, den Inhalt desselben laut vorzulesen. Franz las:

„Kraft dieses in voller Rechtsgültigkeit bestehenden, mit meiner Namensunterschrift nebst Beibringung meines Familienwappens versehenen Dokuments, nehme ich die Jungfer Katharina Sempel zu meiner Adoptivtochter an, und benannter Jungfrau Katharina Sempel ist somit der Titel einer Gräfin von Windeck-Wardeck beizulegen. Ferner hinterlasse ich ihr in baarem Gelde, so wie in liegenden Gründen, auf denen, wie gerichtlich bezeugt, keinerlei Schuldforderung lastet, folgendes Gut, worüber

ich, als mein wohlerworbenes Eigenthum, zu disponiren völlig Willen und Vollmacht habe.“ —

Hier folgte nun die detaillirte Angabe eines Ritterguts nebst Schenkung eines beträchtlichen, auf landesüblichen Zinsen ausstehenden Kapitals, welches der Gräfin für sich, wie für ihre Erben, zum unangreifbaren Eigenthum für immer angewiesen wurde.

Das Dokument war in der strengsten Form von den Gerichten beglaubigt, es fehlte nichts, als die Unterschrift des Generals, und dieser ergriff eben die Feder, um mit einem raschen Zug seinen Namen hinzuzusetzen, als Franz, leise seine Hand berührend, ihn in französischer Sprache um eine kurze Unterredung bat. Der General sah seinen Neffen mit jenem halb zornigen, halb erstaunten Blick an, womit er jedes unerwartete Zeichen von einer ihm entgegen tretenden fremden Meinung zu begrüßen pflegte. Aber Franzens Blick war fest und sicher. Der General winkte und Deborah und der Notar verließen das Zimmer.

„Was ist Ihnen gefällig, Herr Baron?“ fragte der General, als sie sich beide allein sahen.

„O mein theurer Onkel,“ sagte Franz mit Wärme, indem er halb kniend auf das Lager sich beugte, des Generals Hand ergriff mit jener ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, die ihm so wohl kleidete, „nicht jetzt die Kälte und den Stolz, mit denen sie mich so oft gekränkt haben, nicht jetzt, theurer Onkel. Ich habe gefehlt, ich habe jugendlich geirrt, mein Leichtsinn war strafbar, allein ich habe auch gebüßt. Meine Jugend war bis jetzt thatenlos und einsam. Ich habe mich verbannt sehen müssen von dem Kern der Familie, von dem Besten und Edelsten unsers Geschlechts vermieden. Ich hab's ertragen, schwer unter diesem Banne leidend, habe ich doch mit Muth ihn geduldet; doch die Bitterkeit dieser Stunde könnte ich nicht ertragen. Sie thun einen unerwarteten, großen, wichtigen Schritt — und Franz — Franz soll nichts von den Motiven dieser That erfahren. O, das dulde ich nicht. Ich fordere Sie auf, im Namen des Heiligsten, was unser Herz bewegt, ich rufe Sie an

im Namen der Ehre unserer Familie, deren glänzendster Stern Sie sind, was bewegt Sie, ein fremdes, unbekanntes Mädchen zu Ihrer Tochter zu erheben? Ich fasse das nicht."

„Bin ich nicht Herr meines Willens? Brauche ich irgend Jemand Rechenschaft zu geben?" fragte der General.

„Gewiß! O mein Gott!" rief Franz sanft aber leidenschaftlich. „So ist's ja nicht gemeint! Sagt Ihnen nicht Ihr Herz, daß das meinige blutet, daß es zu brechen droht unter der Wucht dieses Geheimnisses? Was war es mit jenem Abend, wo ich Sie mit Ihrer Enkeltochter allein lassen mußte, mit Diane?"

„Erinnere mich nicht daran, Knabe!" schrie der General wild auf.

„Und doch, ich habe den Muth, Sie daran zu erinnern. Meine ganze Existenz hängt an Beantwortung dieser Frage. Ich liebte jenes stolze Mädchen."

„Fluch ihr!"

„So weiß ich genug!" sagte Franz erschüttert.

„Was weißt Du?"

Franz faßte beide Hände des Greises und rief: „Dieses Mädchen, diese Katharina — sie ist Ihre wahre und ächte Enkeltochter!"

Der General blickte lange forschend in's Antlitz seines Neffen. Es war, als wollte er in dessen Seele lesen, ob sie stark genug sei, eine schwere Last zu tragen, aber er zuckte zusammen, wandte sich weg und sagte leise: „Du irrst. Was mich an das arme Kind, das ich so hoch erhob, bindet, ist Wohlwollen, Freude an Unschuld und Jugend. Auch kannte ich ihren Vater."

Ueber Franzens Züge glitt ein bittres Lächeln. „Dann hab ich nichts mehr zu sagen," bemerkte er kaum hörbar. „Ich werde die draußen Wartenden wieder einlassen."

Der General sah ihn freundlich an, reichte ihm die Hand nnd sagte: „Du bist ein guter Junge; ich habe Dich verkannt — aber — der Kammerherrn-Schlüssel! Ich kann das Ding nicht vergessen — so ist denn immer etwas zwischen uns!" —

Franz wollte gehen, der Graf hielt ihn an

der Hand fest. „Aber um Dir zu zeigen, daß ich Vertrauen zu Dir habe, will ich Dir den Plan mittheilen, den ich mit dem Mädchen habe. Ich will sie verheirathen; es thut mir leid, daß Du den Grafentitel und Namen nicht führst, sonst solltest Du sie haben. Da dies nicht geht," —

„Freilich," seufzte der Neffe, „geht nie etwas, was mir Glück bringt."

„So habe ich," fuhr der Großoheim fort, „ein junges Blut entdeckt, einen etwas wilden Sprößling unseres Stammes, den ich, auf meiner Reise hierher, in Waldesdunkel unter Pächtern und Bauern auffand und hierher beschied. Es ist ein kräftiger Bube uud hat mir ganz wohl gefallen. Schon lange wußte ich von seiner Existenz, allein da er mir zu nichts nutzen konnte, so ließ ich ihn, wo er war. Jetzt aber kann ich ihn brauchen. Sein bestaubtes Wappen laß ich aufputzen; da er arm ist, wie eine Kirchenmaus, so wird er mir dankbar sein, wenn ich ihm ein hübsches Stück Brod und eine hübsche Frau gebe."

Franz machte eine diplomatische Miene, die in einem nachdenklichen Lächeln und in einer leisen Neigung des Kopfes bestand. Er fühlte sich durchaus nicht geneigt, nachdem sein eigner Angriff auf das Vertrauen des Oheims gescheitert war, auf das Interesse von ihm völlig unbekannten Leuten einzugehen.

„Nun, wie findest Du meinen Plan?"

„O, vortrefflich!"

„Nicht wahr?" rief der Gelobte, zufrieden vor sich hin lächelnd. „Ich habe da den alten Namen und das Kind — und das Kind und den alten Namen. In der That, ich glaubte, daß das sehr gut zusammen geht! Es freut mich, daß Du es eben so findest."

Franz sah schmerzvoll und gepeinigt zur Erde. Er ging rasch zur Thür, öffnete sie und der Notar, Deborah, und mit diesen noch zwei Gäste, traten ein; es waren die beiden jungen Grafen.

Der General sah befremdet auf: „Kommt man hier so unangemeldet herein?" fragte er, zu Franz gewendet. Die beiden Ankömmlinge

blieben verblüfft stehen. „Ich bitte Sie, meine Herren," fuhr der Graf fort, „sich in's Vorzimmer zu bemühen und nicht eher mir die Ehre ihrer Anwesenheit zu schenken, als bis ich darum bitten werde."

Bonifaz wandte sich, bleich im Gesicht und mit einer nervösen, zitternden Bewegung wieder der Thüre zu. Joseph folgte ihm.

Dreizehntes Kapitel.

Der Großvater und die Enkelin.

Die Urkunde lag unterzeichnet, der General war schwach und in Schmerzen stöhnend in die Polster zurückgesunken. Deborah und Franz saßen an seinem Lager, statt des Notars stand der Arzt da und fühlte an dem Puls des Kranken. Tiefe Stille herrschte. Es war Abend geworden und die Schatten lagerten sich in dem schmucklosen,

öden Gemache, es noch düsterer und einsamer machend.

Der Kranke erhob sich, sein Blick suchte den Neffen, und als dieser sich rasch erhob, flüsterte ihm der General zu: „Bringe sie; es könnte sonst zu spät werden.“

Franz entfernte sich; der Arzt verließ ebenfalls das Zimmer. „Deborah!“ rief der Kranke, „erzähle mir noch von dem lieben Kinde. Ich höre so gerne von ihr. Es ist, als wenn Anasthasius, mein Erstgeborner, durch sie zu mir spräche!“

„Und glaubtest Du dies nicht auch, als Du die Fremde in Deine Arme schlossest?“

„Ich glaubte es, aber mein Auge war geblendet; jetzt, dem Grabe so nahe, sieht es mit größerer Klarheit. Wenn ich auch die Zeugnisse nicht hätte über ihre Aechtheit, diese unzweifelhaften Zeugnisse, ich würde dem Kinde doch glauben. Ach, die Arme, wie wird ihr zu Muthe sein, wenn sie sich in dieser Gegend umblickt? Hier war der Schauplatz der Frevelthat. Ihre gewissenlose Mutter hatte die Absicht, sie um

ihre Habe und ihren Namen zu bringen. Sie sollte als die Tochter eines Bauern aufwachsen. Jener betrügerische Arzt, der den Todtenschein ausgestellt, so wie die Wärterin, sind nicht mehr; sie haben sich der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Hier im Dorfe lebte das arme Kind fast drei Jahre, und hier wurde sie von meiner Schwester gefunden. Du warst gerade in jener Zeit mit Deinem Manne in der Fremde, Deborah."

„Als ich heimkehrte," sagte die Alte, „hörte ich nichts von dem Vorfall sprechen."

„Dies Geheimniß war die Frucht der Klugheit meiner Schwester," entgegnete der General. ‚Sie wollte, daß nichts von dem Frevel verlauten sollte, und sie that Recht daran. In der Stille sorgte sie für die Gerechtsame des Kindes und konnte nicht ahnden, daß ich selbst dereinst sein ärgster Räuber sein würde. Sagte sie nicht, daß sie die Gegend erkenne?"

„Sie fragte nach dem Namen des Dorfes, doch schien er ihr, als ich ihn nannte, fremd."

„Als meine Schwester sie hier fand, war die arme Kleine durch Nachwirkung der Krank-

heit schwach und gleichsam geistig gelähmt. Horch! höre ich nicht Schritte im Vorzimmer? Sie ist's. Ich werde sie umarmen, ich werde auf ihre frische, süße, jugendliche Wange den väterlichen Segenskuß drücken. Es ist doch schön, Deborah, daß mir so lange noch das Leben gefristet wird, um zu thun, was heilige und zugleich süße Pflicht mir ist."

Diane trat herein, sie näherte sich schüchtern dem Lager, aber als sie den freudig ihr zuwinkenden Blick des alten bekannten Mannes sah, flog sie heran und ruhte in seinen Armen. Es war ein stummer Moment, aber er schloß eine Wiedervergeltung für ein ganzes getrübtes Leben ein. „So habe ich Dich endlich!" seufzte er, und seine Lippen drückten einen langen, süßen Kuß auf die schöne Stirn der Enkelin. Er faßte sie unter's Kinn, er hob ihren Kopf in die Höhe und sah in den Himmel dieser reinen unschuldsvollen Augen, und zum erstenmal traten Thränen in die seinigen. Er dachte nicht daran, daß er durch diese Begrüßung dem aufmerksam spähenden Franz sein Geheimniß verrieth, jede weltliche

Rücksicht war verschwunden, er war in diesem seligen Augenblick nur Vater; er hielt geheime, süße Zwiesprache mit seinem Blute, er grüßte wieder seine ersten Vaterfreuden, damals, als ihm der Neugeborne gebracht wurde, hier küßte er das geliebte Kind seines Kindes. Der Schatten des Verewigten war mit in diesem Bunde.

Der Arzt erinnerte, daß die Aufregung höchst schädlich werden dürfte. „Laßt mich," rief der Kranke, „laßt mich! Ich habe zehn lange Jahre nach einem Moment, wie dieser, geschmachtet. Laßt mich! Möge diese Freude die letzte meines Lebens sein."

Der Todesengel vernahm diese Worte und er neigte sein düster beschattetes Haupt bejahend.

Franz hatte Diane vorbereitet; er hatte ihr auf Befehl des Großoheims verkündet, daß der Graf in ihr die Tochter eines sehr theuren und bewährten Freundes gefundeu habe, daß er an der Tochter gut machen wolle, was er dem Vater schuldete, und daß er hiermit sie zu seiner eigenen Tochter annehme. Diane hatte es mit

großem Befremden angehört, sie wußte sich dieses unerwartete Glück nicht zu deuten; doch war in den letzten Tagen so viel des Ungewöhnlichen auf sie eingestürmt, daß sie auch dieses hinnahm, wie alles andere, als eine Schickung des Himmels. Weinhold's und Laubenheimer's Glückwünsche nahm sie mit kindlicher Unbefangenheit auf. „Hab ich Dir nicht gesagt?" rief der Erstere, „ich versprach, Dich zu Deinem Beschützer, zu Deinem Vater zu führen? Jetzt hast Du ihn gefunden. Du bist für immer geborgen! Du bist reich, glücklich, geliebt. Deine Prüfungen haben ein Ende."

Diane schüttelte das Haupt. Sie sah zu Boden und antwortete nicht.

Einige Tage hindurch wachte jetzt Diane am Lager ihres neuen Vaters. Er wurde nicht müde, in den Pausen, wo seine Schmerzen es zuließen, mit ihr zu plaudern, sie auszufragen, sich ihre Schicksale erzählen zu lassen, und jeden kleinen Umstand derselben zu erwägen. Es war ein Zauber eigner Art, den dieses Mädchen auf den Greis ausübte. Er vergaß sein Mißtrauen,

seinen Spott, seine Strenge, seinen Trotz. Was die berechnete Klugheit Judith's nicht hatte erringen können, errang die Unschuld dieses Kindes. Deborah saß dabei und richtete ihre Blicke bald auf ihren ergrauten Pflegling, bald auf das Mädchen in seinen Armen. „Nur recht nahe, recht nahe!" sagte er oft, wenn Diane, aus Rücksicht für den Kranken, sich von dem Lager etwas entfernte.

Unsere Heldin konnte von ihrer Vergangenheit nicht erzählen, ohne einer Gestalt Erwähnung zu thun, die auf dem Theater ihrer Geschicke eine Hauptrolle übernommen hatte. Aber so wie sie Derburg's Namen nennen wollte, stockte sie und eine helle Röthe überflog ihr Gesicht. Sie nannte ihn einmal ihren Retter, ein andersmal einfach einen Offizier, dann konnte man ihn mit dem Kandidaten verwechseln, und zuletzt wurde der Offizier, der Kandidat, der Retter, alle zusammen eine misteriöse Person, aus der nicht klug zu werden war. Der General mühte sich nicht, in diesen Theil der „Denkwürdigkeiten" seiner Enkelin mehr Licht zu bringen,

denn sein Plan stand fest, das Departement der Liebesangelegenheiten selbst zu leiten.

Eines Tages, als Diane sich am Bette einfand, fehlte Deborah, und statt der Greisin saß Joseph im Lehnsessel. Er stand ehrerbietig auf, als das Mädchen eintrat, und machte ihr eine ungeschickte, linkische, tiefe Verbeugung. Der General lehnte sich zurück, und that so, als wenn er schlummerte, er blinzelte jedoch auf das Paar, und verlor kein Wort von dem, was sie sprachen.

„Ich bin Ihnen heute schon einmal begegnet?“ hub er an.

„Im Ausgang des Gartens, ja.“

Eine lange Pause.

„Es ist etwas warm.“

„Sehr warm.“

Eine noch längere Pause.

„Ich glaube, der Oheim schläft.“ —

„Ich glaube es fast auch“

Eine Pause, die gar kein Ende nahm.

Joseph sprang plötzlich auf: „Ach, sehen Sie einmal!“ rief er, „da hat sich ein Specht an das Fenster gesetzt. Es ist kein Wunder;

das alte, morsche Holz und das so lang unbewohnte Haus: Ich muß doch von außen heranschleichen, um den Burschen mir näher zu betrachten. Schade, daß ich nicht meinen Doppellauf bei mir habe!"

Er war mit wenigen Sätzen aus der Stube hinaus. Der General erwachte aus seinem fingirten Schlafe, und sah mit einem aufmerksamen Blicke Dianen an.

„Wie gefällt Dir der junge Mensch, der eben das Zimmer verließ?"

„Es scheint ein artiger Mann."

„Und ein ehrlicher Junge, ohne Falsch und Arg. Er soll Dein Mann werden."

Diane erschrak heftig, aber sie erwiderte nichts. In ihrem Herzen löschten auf einmal wieder alle bunte Flämmchen des Glücks aus, und es wurde darin tiefe Finsterniß. Also darum alle die Freundlichkeit, diese Liebe, diese Ehre! Ihr erster Gedanke war: zu fliehen! Sie wollte fort, ihr ahndete nichts Gutes; ihre natürliche Schüchternheit war in vollem Maaße wieder erwacht, kein Lächeln, kein vertrautes Wort glitt

mehr über ihre Lippen. Sie saß stumm und furchtsam da. Auf diese Weise verging der Tag. Am andern Morgen saß wieder Joseph da, und sie saß ihm gegenüber, und wieder machte der General, als wenn er schliefe. Aber diesmal sprachen beide kein Wort. Joseph nahm wohl einen Anlauf, aber die Rede erstarb ihm auf den Lippen, wenn er Dianens stilles und stummes Antlitz sah. Diesmal war auch kein Specht da, um ihn aus dem Zimmer zu locken. Es war ein betrübendes, äußerst drückendes tête-a-tête. Der General mußte wohl erwachen, wenn er nicht wirklich einschlafen wollte. Was war zu thun? Deborah, die Dianens Erzählung mit angehört, hatte mit mehr Spürsinn für die kleinen Geheimnisse dieses Herzens den eigentlichen Inhalt herausgehört, und sie theilte sie jetzt dem Generalen mit. Als Diane am nächsten Morgen wieder erschien, fand sie Joseph nicht mehr. Der General ergriff ihren Arm, zog sie zu sich auf das Polster, und sagte mit einem etwas rauhen Tone:

„Ich scherze nicht, Mädchen, ich will, daß

Du den Mann heirathest, den ich Dir ausgesucht."

Diane blickte in die düstern Augen, sie fühlte das Zittern der Hand, die ihren Arm hielt, sie wußte um den Zustand des Kranken, und daß der Tod ihm nicht ferne sei. Ein Gefühl, das aus Muth und Zärtlichkeit, Ehrfurcht und eigner Seelenstärke gemischt war, gebot ihr in diesem Augenblick kühn die Wahrheit zn gestehen.

„Mein Vater!" sagte sie, „ich kann nicht dieses Mannes Frau werden; ein Anderer hat mein Wort, und ich werde es ihm halten."

Der General stieß den Arm, den er gefaßt, zurück. „So bist Du nicht mein Kind, und ich nehme, was ich Dir gab, zurück."

„Es sei darum!" rief Diane. „Ich werde arm und verlassen, wie ich kam, wieder in die Welt zurückfliehn." Sie verließ das Zimmer. Der Kranke that nichts, um sie zu halten.

In den Gastzimmern des Nebenhauses, wo Diane und ihre Begleiter noch immer wohnten, fanden sich der Baron Franz und der Graf Bonifaz zusammen. Sie saßen bei einer Parthie Schach. In einiger Entfernung wartete der Bediente des Grafen. Franz machte eben durch einige entscheidende Züge seinen Vetter matt, als dieser die Gegenwart des Dieners bemerkend, auf Französisch zu seinem Nachbar sagte: „Wie sonderbar! mich fünf Tage hier in diesen elenden Verbleib schmachten zu lassen, ohne zu erklären, ob und wann er mich empfangen will.“

„Es geht schlimm!“ bemerkte Franz. „Ich fürchte, daß der Alte nicht mehr ins Haus seiner Väter zurückkehrt.“

„Mag er dahin zurückkehren, oder nicht,“ entgegnete Bonifaz. „Ich will wissen, woran ich bin. Will er mich sehen, oder will er mich nicht sehen?“

„Ich fürchte das Letztere.“

„Sei's dann! so reise ich wieder fort. Ich habe meinen guten Willen gezeigt, meine Schwester zu umarmen. Ich finde sie nicht hier. Fer-

ner hab' ich meinen guten Willen gezeigt, meinen theuren Großvater mit den Tröstungen der Religion, so weit es in meinen schwachen Kräften stand, zu unterstützen. Er hat sie nicht angenommen. Sie sind Zeuge, lieber Vetter, daß ich noch gestern einen Anlauf nahm; ich wollte mit dem Prediger zusammen in sein Zimmer dringen, obgleich ich die Ansichten dieses Geistliche nicht theile, aber wir wurden beide zurückgewiesen. O, dieser alte Heide! ich sage Ihnen, theurer Vetter, ich habe Gründe zu vermuthen, daß mehr als eine Greuelthat auf seinem Herzen drückt."

„In jedem Fall," erwiderte Franz trocken, „wäre es nicht ihre Sache, solche aufzudecken."

„Und weshalb nicht?" Ich werde sie aufdecken, und dann darüber weinen."

Franz sah seinen Vetter an, und schüttelte den Kopf.

Bonifaz fuhr fort: „Sie glauben nicht, theurer François, welch eine Seligkeit darin liegt, sich als sündigen Menschen zu fühlen, sich großer Verbrechen anzuklagen. Welch eine Zerknirschung

kommt dann über uns! Ich schwelge in der Süße dieses Gedankens schon, ich möchte alles hinwerfen, was die Menschen Ehre, Schönheit, Ruhm und Glanz nennen, um nur recht niedrig, recht verachtet und geächtet in nackter Blöße dazustehen; leider will mir das immer nicht gelingen. Ich werde gezwungen, reich und scheinbar geachtet zu leben."

In diesem Augenblick trat Joseph ins Zimmer und warf sich unmuthig in einen Sessel. „Ich wollt, ich wäre wieder in meinen Wäldern," rief der Jüngling.

Bonifaz richtete mit großer Aufmerksamkeit seine Blicke auf den Ankömmling. „Dieser Wunsch ist sehr natürlich," sagte er, „in der Einsamkeit des Waldes hört die schwache Creatur Gottes Stimme."

„Ja, die höre ich," rief Joseph lebhaft. „Wenn es so in den alten Fichten rauscht, wenn der Waldbach plätschert, und durch das Steingerölle lärmt, wenn der Pfingstvogel, der Specht und die Drossel ihre einsamen Rufe erschallen lassen, die tief in dem Gewölbe der Wald-

nacht wiedertönen, da geht mir das Herz auf, und ich denke meiner guten „Alten," die da schlummern und der schönen Gebete, die sie mich gelehrt."

„Das „Wort des Trostes," das ich ihm in die Tasche steckte, hat gewirkt," murmelte Bonifaz.

„Ich wollt, ich wäre fort!" klagte Joseph weiter. „Der Alte will, ich soll das Mädchen heirathen. Ich und sie haben beide keine Lust. Besinne Dich auf das hübsche, runde Kind, das wir in der Schenke fanden? Besinne Dich, Bonifaz."

„Aber es war eine Bäuerin," rief der Gefragte.

„Ach, Bäuerin hin, Bäuerin her," schrie Joseph, indem er wild in die Luft schlug. „Wenn es nun gerade das ist, das für mich paßt."

Die beiden Vettern wandten sich in höchster Indignation ab. „Man muß ihm seinen Namen nehmen," sagte Franz leise, indem er mit den Schachfiguren spielte.

Der so hart Getadelte stellte sich an's Fenster, und trommelte, ein Jägerlied pfeifend, an

den Scheiben. Bonifaz bestellte, daß sein Wagen bereit gehalten werde.

„Da kommt ein junger Offizier herangesprengt!“ rief Joseph. „Ein hübsches Pferd, Wahrlich!“

„Ein Fremder in unserer Einsamkeit?“ rief Franz, der über seine beiden Vettern völlig verstimmt worden war. „Der Arme hat sich verirrt; man muß ihn zurecht weisen. Sein Pferd ist mit Schaum bedeckt, er muß wie toll gejagt haben.“

„Ich kenne ihn!“ rief Bonifaz, ebenfalls an's Fenster tretend. „Es ist der Lieutenant Graf Derburg; einer jener lärmenden Taugenichtse der Residenz.“

Vierzehntes Capitel.

Der Kandidat thut eine Gewissensfrage, und erhält darauf eine genügende Antwort.

„Derburg!" stöhnte der General vor sich hin — „Derburg! Der Name ist mir bekannt. Ein Derburg war unter den Helden des Vaterlandes, die in der Citadelle von Wesel den Opfertod fanden. Er diente unter dem Schill'schen Freikorps, er war mein Kamerad; ein Feldbette vereinigte uns beide, und ich wünschte, ein Grab hätte es auch gethan. Der sechzehnte September 1809 war sein Todestag. Ich sah die eilf tapfern Preußen abführen, ich sah sie dahin gehen ihren stillen Gang. Alle Fenster waren geschlossen, die Straßen wie ausgestorben, Niemand wagte den eilf Jünglingen auf ihrem Todesweg nachzu-

sehen. Jetzt tiefe Stille — dann Schüsse, — und — sie waren nicht mehr. Ein gemeinsames Grab nahm sie auf. O, mein Derburg! Du gingst in blühender Jugend Deinen Weg, ein grüner, frischer Hügel, auf dem das Vaterland trauert, deckt Deine Asche — ich — ende ein unnützes und jammervolles Leben auf einsamen Schmerzenslager! O hättest Du mich mitgenommen! Ich habe eine Zeit sehen sollen, die das höhnt, was ich hoch achte, die das begräbt, was ewiges Leben in meinem Herzen hat! Mißverstanden nnd mißverstehend geh' ich trüb und gedrückt von dannen. Dir war das bessere Loos gefallen!''

Diese Betrachtungen waren die unmittelbaren Folgen der Enthüllung von Dianens Liebesschicksalen, die der General durch den Kandidaten ausführlich sich hatte mittheilen lassen. Er war anfangs nicht wenig erzürnt über diese Kreuzung seiner Pläne, er ließ dies den Kandidaten empfinden, den er beschuldigte, dieses Bündniß begünstigt zu haben, eine Anklage, die der arme Weinhold mit großer Festigkeit und Ruhe

von sich ablehnte. Es war jetzt die Stunde gekommen, wo er für seinen Schützling sprechen durfte, und keine weltliche Rücksicht vermochte seine Lippen zu schließen. Mit dem ganzen Feuer, dessen seine Seele fähig war, und diese gedemüthigte und gebeugte Seele konnte glühend schwärmen, trug er die Geschichte dieser Liebe vor. Er unterließ nichts, um Dianens Heldenmuth, ihr Entweichen, ihr Entsagen zu schildern, und es gelang ihm, den General zu überzeugen, daß nicht Gewalt und Strenge ein treues Herz von dem Gegenstande seiner Wahl würde abwenden können. Nie sprach ein Freund treuer und eifriger für den Freund, als es hier geschah. Der General erwidert nichts, allein er verlangte allein gelassen zu werden, und in dieser Stunde der Einsamkeit bedachte er das Schicksal seines Kindes. „Willst Du wieder Deinen Willen durchsezzen," sagte er zu selbst. „Soll wiederum nur geschehen, was Dir wohlgethan dünkt? Willst Du Dein letztes einziges Kind tödten, um sagen zu können, in meinem langen Leben ist nie geschehen, was ich nicht wollte? Gieb es endlich

auf, hartes, unbeugsames Herz, den Herrn zu spielen. Deine letzte Kraft wende an, um ein armes Wesen, das Du bitter gekränkt, über Dich triumphiren zu lassen!"

Während dieses Selbstgesprächs eines Sterbenden, ging der Kandidat in trüben Gedanken den Wiesenpfad hinab. Den Eindruck, den seine muthige Rede auf den alten Grafen hervorgebracht, die Hoffnung, die sich jetzt anschloß, Dianens Glück zu begründen, wurde von dem quälenden Gedanken an Derburg in Fesseln geschlagen. Weinhold war ein Dichter, er hatte viel und oft, zwar nicht selbst, geliebt, aber wohl die Symptome der Liebe besungen und geschildert. Obgleich er Dianen durch den möglichen Bruch der Treue erschreckt hatte, so war er doch selbst nichts weniger, als zweifelnd an die Ehrenhaftigkeit des jungen Offiziers. Diesem Glauben entsprach jedoch Derburgs langes Zögern nicht. Seiner Ansicht nach mußte der Liebende alle angewandte Vorsicht, den Aufenthalt des Mädchens zu verheimlichen, vereiteln; allerdings geschah dies auch von Derburgs Seite, allein der Kandidat

kannte die Schwierigkeiten nicht, die es dem unglücklichen Verlassenen kostete, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden. Derburg, nachdem er von der Dichterin nichts hatte erfahren können, war auf langen beschwerlichen Umwegen erst mit dem Aufenthaltsorte Dianens bekannt geworden, und die nächste Stunde darauf sah ihn schon auf der Landstraße. In der Nähe des Edelhofs hatte er den Wagen zurückgelassen, weil er hoffen konnte, schneller zu Pferde anzulangen. Dianen in ihrer Wohnung nicht findend, machte er sich auf den Weg, sie in der Nähe zu suchen, da man ihm gesagt, daß sie einen Spaziergang dem Wäldchen zu unternommen habe. An der Grenze dieses Wäldchens trafen nun der Kandidat und der Lieutenant zusammen. Weinhold, dessen Gedanken sich eben mit dem Jüngling beschäftigten, stieß einen Schrei des freudigen Erstaunens aus, als er ihn plötzlich aus den Gebüschen hervortreten sah, und Derburg seinerseits vergaß den Groll, den er auf den Entführer hatte, und umarmte Weinhold. In einem Augenblick, wie dieser, wird keine Zeit auf Nebendinge verwandt,

Sejan fragte stürmisch nach Dianen, und der Kandidat that ihm mit wenigen Worten Bescheid, ohne ihm jedoch von dem Verhältniß, welches diese an den General knüpfte, Kunde zu geben. Wenigen Worte konnten hier entscheiden, und der Kandidat war fest entschlossen, als Dianens Beschützer für sie zu handeln. Nicht der General, nicht Derburg sollten sie erhalten, wenn beide ihrer nicht würdig waren.

„Sie sagen, Herr Graf," hub er an, indem beide den Hügelpfad des Wäldchens emporstiegen, „daß Sie das Mädchen zu Ihrer Gemahlin erheben wollen. Ohne Zweifel wurden Sie alsdann mit ihrer Herkunft bekannt?"

„Nein," erwiderte Derburg fest. „Doch wenn ich ihr meinen Namen gebe, so wird sie hoffentlich sicher in der Welt stehen."

„Sie vernahmen hier und da Gerüchte?"

„Allerdings, man nannte sie mir als den wiederaufgefundenen Sprößling eines reichen angesehenen Geschlechts; allein dieses Gerücht zeigte sich später als völlig unbegründet."

„Und Sie hegen selbst keine Vermuthung, wo dieses Kind herstamme?“

„Nein.“

„Sie wollen also zum Stande Ihrer Gemahlin ein Mädchen erheben, dessen Herkunft dunkel ist, ein Mädchen, das als Pflegetochter einer Gastwirthin aufwuchs, ein Mädchen, das für Lohn Dienste verrichtete, ein Mädchen endlich, das eines Verbrechens angeklagt, eine schimpfliche Gefangenschaft erduldete?“

„Ich will es!“ sagte Derburg fest.

„Und was sagt Ihre Familie dazu?“

„Ich handle selbstständig.“

Der Kandidat sah mit einem leuchtenden Blick gen Himmel. „Geben Sie mir Ihr Wort, Ihr Wort als Edelmann und Christ! Hier im Angesichte dieses reinen Abendhimmels, lassen Sie uns zusammentreten vor Gottes Antlitz.“

Derburg reichte seine Rechte hin, Weinhold umschloß sie mit seinen beiden Händen. Ein leises Gebet entglitt seinen Lippen, indem er fortwährend in die lichte Höh' schaute. „Jetzt kommen Sie!“ rief er, und beide eilten den Wald-

weg entlang. Sie erreichten das Dorf, und standen bald vor dem Hause der alten Bäuerin. Weinhold wußte, daß Diane hier weilte, sie hatte mit Deborah das Haus aufgesucht, um von der Greisin sich manches in ihren Erinnerungen erklären und deuten zu lassen. Eben trat sie aus der dunklen Kammer hervor, als wie ein Engel des Himmels, hell vom Abendlicht umstrahlt der Geliebte vor ihr stand. —

Die ersten Tage des Wiedersehens waren nur der Liebe geweiht, und kein anderes Interesse, wäre es auch das in den Augen der Welt wichtigste gewesen, durfte an die Herzen rühren, die in die Tiefe ihres eigenen Bewußtseins tauchend, nur in einander und miteinander leben wollten. Diane führte ihren Freund in die einsame Gegend hinaus, in ihr geliebtes Dörfchen, sie zeigte ihm alle die tausend „lieben Plätzchen" ihrer Kindertage, sie wurde nicht müde, ihre erwachende Erinnerungen mit dem Geliebten durchzukosten, sie eilten, wie zwei glückliche Kinder,

durch die abendlichen Fluren hin, sie pflückten Blumen, sie flochten Kränze, sie saßen im Waldschatten zusammen, und unter den flüsternden rauschenden Zweigen tauschten sie selige Blicke und Küsse. O, hat die Erde etwas Süßeres als solch ein Leben! Weinhold ließ sie gewähren; erst als das schleunigst zunehmende Uebel des alten Grafen eine Störung durchaus nöthig machte, trat er mit seinen Nachrichten hervor. Derburg hörte fast mit Unwillen, daß man sein Mädchen zur Gräfin gemacht, er hatte sich dies selbst vorbehalten, es wunderte ihn auch nicht, als er erfuhr, daß Diane ihr Glück ausgeschlagen, da als Bedingung desselben eine Trennung von ihm festgestellt worden. Er wußte, daß sie nicht anders handeln konnte.

„Gebietest Du, daß ichs annehme, was der freundliche alte Mann mir bietet?" fragte sie, und Sejan antwortete; „Thu', was Du willst, mein Mädchen. Nimm es, oder nimm es nicht. M e i n bleibst Du doch nun einmal."

Der Todesengel war erschienen; am Sterbebette standen die Wenigen, die dem Scheiden-

den treu geblieben waren, neben denen, die er sich, auf der Schwelle des Grabes stehend, erworben. Diane und Derburg, so wie Weinhold und Joseph, gehörten zu den letzteren; Deborah, Laubenheimer und Franz zu den ersteren. Des Generals Blick weilte mit ruhigem Forschen auf den Zügen des jungen, ritterlichen Helden; er fand in ihnen eine lebhafte, rührende Aehnlichkeit mit Derburgs Oheim, seinem Jugendfreunde, dem Erschossenen. Seine schwache Rechte vereinigte die Hände der Liebenden, die an seinem Lager knieten. Franz war, bleich wie der Tod, auf die Polster niedergesunken, und preßte seine Stirn und die thränenfeuchten Augen an die Hand des Sterbenden. So hatten die letzten Tage diese beiden zusammengeführt, die das Leben in Mißverständniß und Feindseligkeit auseinander gehalten hatte. Erst im Scheiden fühlten sie, was Einer an dem Andern verlor. Ein Wink des Generals wurde von Franz schnell so gedeutet, wie er sollte; er näherte sich Diane und schloß sie mit Leidenschaft in seine Arme. So stand die Blühende, Schöne, der Sprosse ei-

nes edlen Stammes, zwischen den beiden jugendlichen, kräftigen Männern, eine zarte Pflanze von starken Stützen gehalten, eine edle schöne Blume, nach langem Sturme verpflanzt in den ihr zukommenden Boden, umhegt vom sicheren Gitter. Auf diesem Bilde weilte der Sterbende, als seine Augen sich schlossen.

Wenige Tage hierauf sah man einen jungen Mann mit flüchtigen Schritten, fast fliehend, dem Walde zueilen. Es war Joseph. „Ich bin froh, daß man mich nicht weiter nöthig gehabt hat!" rief er. „Ich gehe jetzt in meinen Wald zurück.

Funfzehntes Capitel.

Welches die Dichterin und ihren Freund in großer Bedrängniß zeigt.

Wir wenden uns jetzt zu denjenigen Personen unsers Romans, die wir in Berlin zurückge-

lassen haben, und die mehr oder weniger bei der Flucht unserer Heldin betheiligt sind. Es ward schon bemerkt, daß der Advokat die Anwesenheit Simeons in Berlin mit einiger Besorgniß empfand. Obgleich er sich sicher gestellt hatte, wie sich Jemand nur sicher stellen kann, der im Bewußtseins seines Unrechts alle Mittel anwendet, die die Rechtswissenschaft zum Schutze der Unschuld zu bieten pflegt, so war ihm Simeons rohe Natur doch zu wohl bekannt, um daß er nicht von ihr Angriffe hätte fürchten sollen, die allen seinen künstlichen Verschanzungen spotteten. Er begriff die Frechheit dieses Unruhstifters nicht, die es wagte, ihn gleichsam zum Kampfe heraus zu fordern. Daß er um den Verrath seiner früheren Genossin wußte, und ebenso daß zur Ausführung desselben der Advokat behülflich gewesen, schien dem letzteren unzweifelhaft; dem zufolge war ein Racheausfall natürlich, und Herr Lobmeyer war nicht der Mann, um einem verwegenen Vagabunden Rede zu stehen, wenn es diesem eingefallen wäre, eines schönen Morgens seinem Feinde aufs Zimmer zu rücken. Gera-

then war es also in jedem Fall, die Gefangennehmung des Verbrechers zu bewirken, doch durfte dies nicht ohne Behutsamkeit geschehen. Simeon in die Anklage der Geldverfälschung bringen, hieße sein Zeugniß über Dinge herausfordern, die zu verhüllen Herr Lobmeyer selbst den meisten Grund hatte. Uebrigens war der Prozeß der Gastwirthin schon im Publikum von übler Wirkung gewesen. Man hatte die Wittwe frei lassen müssen mit der Erklärung, „daß man ihr nichts beweisen könne.“ Dieser Spruch ruft immer mehr oder weniger die Erbitterung der Menge hervor, und bewirkt, daß der unter diesen Umständen Freigesprochene wie ein Märtyrer einer fehlerhaften Justizpflege erscheint, und bei seinen unverdienten Leiden das Mitgefühl und die Bewunderung des Volks für sich gewinnt. Frau Sempel wurde zwar nicht, wie sie es prophezeiht hatte, auf den Schultern des Volks herausgetragen, allein sie verließ das Gefängniß sehr anständig, begleitet von Gruppen ihrer Angehörigen und Freunde, die sich sehr zahlreich versammelt hatten, und zu denen sich die Obst-

verkäuferinnen und Trödler des Molkenmarktes des Schauplatzes dieser Begebenheit, gesellten, und man hörte, als der Zug in eine Seitenstraße einlenkte, ein sehr deutliches Triumphgeschrei ertönen. Auf der Erhöhung einer Treppenstufe hielten zwei kleine Essenkehrer, in ihren geschwärzten Lumpen gehüllt, gleich zwei Rittern in schartiger Rüstung, ein Turnier, zu Ehren der Freigelassenen, indem sie zu großer Ergötzung der Menge mit ihren Besen gegen einander losfuhren. Der ganze Markt befand sich lange noch, nachdem die Wittwe und ihre Freunde schon verschwunden waren, in einer anhaltenden großen Bewegung, und in einer ungewöhnlichen Aufgeregtheit. Man wußte sich tausend „schöne Züge" von der Wittwe zu erzählen, man lobte ihre splendiden Einkäufe, bei denen sie nicht auf Heller und Pfennig zu dingen gewohnt war, man sprach von dem Gasthause vor dem hallischen Thore mit gebührender Achtung, und dasselbe Haus, das, als dessen Eigenthümerin im Unglück war, von ihren besten Freunden eine elende Kneipe, eine Spelunke für Geldfälscher genannt worden

war, konnte jetzt, nach den Beschreibungen, für einen Pallast gelten. So krönt die Menge immer den Erfolg, und lästert das Genie, das verunglückte. Der Advokat kümmerte sich weiter nicht um diese Ereignisse, die Ehrenrettung oder Kränkung der Gastwirthin war ihm völlig gleichgültig, er hatte sie nur als Anhängsel betrachtet, und da Dianens Schicksal, wie er durch die Andeutungen des Ministers erfuhr, eine Wendung nahm, die ihn aller weitern Verpflichtung, dieses beschwerliche und störende Mädchen zu entfernen, überhob, so war die Sache für ihn abgethan. Es war leicht, die Aufmerksamkeit des Publikums für die wieder auftauchenden Geldfälscher auf eine andere Spur zu lenken. Simeon mußte gänzlich aus dem Spiele bleiben, aber um ihn zu verhaften, bedurfte es auch dessen nicht. Die Beraubung der Frau von Traubenstein, und mehrere neuen Frevel dieser Art, die der Abentheurer sich hatte zu Schulden kommen lassen, gaben hinreichend Grund, ihn der Freiheit zu berauben. Der Advokat konnte sich nicht versagen, zufolge seiner Vorliebe für dergleichen Scenen,

nachdem er die gehörigen Beweise in Händen hatte, das Einfangen seines Opfers selbst zu vollziehen und sich dabei für den Schreck zu rächen, den ihm Simeon durch seine Flucht einst verursachte. Er erschien also eines Tages mit den Häschern, die er sich verstecken hieß, bei seiner Verwandten und fand sie eben in Gesellschaft ihres poetischen Freundes. Simeon oder Gamaliel, wie er sich hier nannte, war auf nichts weniger gefaßt, als das Gesicht seines erbitterten Feindes, eines Feindes, dem er bereits seinerseits Rache geschworen hatte, hier in dem friedlichen Musentempel des alten Fräuleins erscheinen zu sehen. Er that, was bessere Leute oft thun, wenn ihnen alte, aber unbequeme Freunde begegnen, als kenne er den Eintretenden nicht, und während die Dichterin mit einem gezwungenen Lächeln ihren Vetter begrüßte, blickte er verstohlen nach seinem Hut, der leider in einiger Entfernung auf dem Sopha lag.

„Sehr erfreut, Dich zu sehen, liebe Cousine,“ hub der Advokat an, indem er mit halb zugekniffenen Augen blinzelnd die Manoever seines

Feindes beobachtete. „Ich störe doch nicht?" Ohne die Antwort abzuwarten, warf sich Herr Lobmeyer mit aller Gemächlichkeit in den Lehnstuhl und vergnügte sich einstweilen, mit einer Stricknadel einen schönen Kanarienvogel, der ihm zur Seite hing, in seinem Käficht zu necken. Herr Lobmeyer mußte immer ein Geschöpf um sich haben, das durch ihn litt.

„Du bist mir willkommen," sagte das kleine Fräulein, nicht ohne einige Anstrengung, denn sie brachte eine Lüge vor. „Erlaube mir, daß ich Dir in diesem jungen Manne einen vortrefflichen Dichter vorstelle, Herrn Zauper."

Herr Lobmeyer erhob sich und grüßte sehr ehrerbietig Herrn Zauper, der sein Kinn in seinem Halstuch begrub und über das Buch hinweg einige unverständliche Worte murmelte.

„Ich weiß, daß Du Poeten nicht liebst," fuhr das Fräulein fort, „aber mit diesem Herrn wirst Du gewiß eine Ausnahme machen."

„Ich kenne schon einiges von den Werken dieses Herrn," sagte der Advokat mit einer grinsenden Freundlichkeit. „Und ich bewundre sie."

„Allzugütig!“ flüsterte Gamaliel.

„So mußt Du wissen,“ fuhr Annette Zobel fort, „daß die moralischen Episteln unseres Freundes die trefflichsten Produktionen sind, die wir in dieser Gattung haben.

„In der That, moralische Episteln!“ rief Herr Lobmeyer.

„Ich bin jetzt daran,“ bemerkte das Fräulein, „ein Taschenbuch mit Herrn Gamaliel zusammen herauszugeben; es soll nur ernste, religiöse Gesänge enthalten, zum Trost und zur Erquickung der armen Seelen, die in unserer immer kälter und dunkler werdenden Welt hülflos umherirren.“

Gamaliel richtete die Augen gen Himmel, klappte dann schnell das Buch zu und, indem er flüchtig der Dichterin die Hand drückte, wollte er entschlüpfen, als der Advokat ihm am Arm faßte und sehr lebhaft sagte: „Bitte, Herr Zauper, bleiben Sie doch noch. Wann erscheint Ihr Almanach? Ich möchte ihn gerne kaufen; ich lese so gerne moralische Abhandlungen und besonders

bin ich auf solche neugierig, welche aus ihrer Feder fließen.“

„Bleiben Sie,“ rief die Dichterin, „Sein Sie nicht zu bescheiden, mein Freund.“

Simeon warf einen drohenden Blick auf den Advokaten, der diesen jedoch nicht aus der Fassung brachte. „Ich bitte Sie! o, ich liebe so sehr die Dichter! Lesen Sie uns gütigst etwas vor, Herr Zauper. Es ist eine gemüthliche Freude. Wir sitzen hier so fröhlich beisammen, wir haben uns alle so lieb, wie der Dichter sagt. Bitte, lesen Sie.“ „Das ist hübsch von Dir, Vetter,“ sagte die Dichterin. Simeon setzte sich gezwungen hin und wollte eben beginnen, als ein Geräusch im Vorzimmer hörbar wurde.

„Was giebt's da?“ rief das Fräulein.

„Wenn Du mir erlaubst, liebe Cousine,“ sagte der Advokat, „so habe ich zwei Freunde mitgebracht, ebenfalls große Bewunderer der Dichtkunst, und sehr geignet, den Werth moralischer Betrachtungen zu schätzen. Dürfen sie eintreten?“

„Du sowohl, wie Deine Freunde, sind mir

willkommen," entgegnete Annete, und dieses war die zweite Lüge; sie kämpfte hierbei noch mit ihrem Gewissen, als sie durch das plötzliche Aufspringen ihrer zwei Gesellschafter erschreckt wurde. Ihr Vetter und der Fremde standen sich auf einmal drohend gegenüber, und an der Thür aufgestellt zeigten sich zwei Gestalten, die hier noch nicht gesehen worden und deren Annäherung jene Veränderung der Scene bewirkt hatte.

„Nichtswürdiger!" brüllte Simeon plötzlich, „Sie wagen es, feindliche Absichten gegen mich an den Tag zu legen? Gegen mich, der ich Sie mit einem Worte vernichten kann?"

„Versuchen Sie es!" entgegnete der Advokat. „Fürs Erste sind Sie der Gerechtigkeit verfallen und ich übergebe Sie hiermit den Häschern. Fort, entfernen Sie sich! Wagen sie es nicht, die Ruhe dieses Hauses und die Sicherheit dieser achtbaren Dame weiter zu stören.

„Feiler Schurke," schrie Simeon. „Erkaufter Ehrenschänder! Verfolger der Unschuld und schändlicher Rechtsverdreher! Du wagst es, so mit mir zu sprechen! Zittre!"

„Thut Eure Pflicht!“ gebot Herr Lobmeyer kalt den Häschern. Sie ergriffen ihn, doch er wandte seine ganze Stärke an, sich ihnen zu entwinden. Von dem Tumult des Kampfes gescheucht, floh die kleine, kranke, bleiche Dichterin, wie ein gescheuchtes Wild, in der Stube umher und rettete sich endlich hinter einen Ofenschirm. Die Vögel, an Stille und Ruhe gewöhnt, geriethen außer sich über diesen unerhörten Lärm und flogen kreischend in ihren Käfichen umher; Blumentöpfe stürzten nieder und die Draperien des Fensters, in dessen Vertiefung sich der Verfolgte verschanzte, hingen wie eine zerrissene Siegesfahne herab. Herr Lobmeyer stand da und lächelte. Er war so vergnügt, als hätte er das interessanteste Schauspiel vor Augen. Endlich ergab sich Simeon, er forderte einen Wagen und in diesem wurde er abgeführt.

„Mein Himmel!“ schrie der Advokat sehr ängstlich, „unser Poet hat seine moralischen Gedichte vergessen, eilt, eilt! ihm seine Werke nachzubringen!“ Damit lief er selbst auf die Treppe und gab das Büchelchen einem der Häscher.

Die arme Annette Zobel kam mehr todt als lebendig hinter dem Schirm hervor. Als sie die Blicke erhob, stand ihr Vetter vor ihr. „Durchsuche Deine Kisten und Schränke,“ sagte er spottend, „Dein Freund wird nicht vergeblich sich in Dein Vertrauen geschlichen haben. Ihr Dichter seit völlig rathlos, wenn man Euch nicht zu Hülfe kommt. Um Dich zu retten, kam ich her.“

Das Fräulein sah ihren Vetter mit einem Blicke des Dankes an. Sie vermochte nichts zu sagen. Der Schreck hatte noch immer ihre Zunge gelähmt; endlich murmelte sie: „Dieser gefühlvolle seelenreine, edle Dichter!“

„Ist ein gemeiner Dieb,“ höhnte der Advokat. „Aber so geht's, diese läppischen Zierbengel, diese Versemacher gewinnen alle Welt, während Männer von rauhem Verdienst gescholten und verkannt werden.“

„Vergieb mir,“ sagte Annette Zobel.

„Wer machte mir Vorwürfe in Rüchsicht jenes Kindes?“ fuhr der Advokat fort, indem er seine Cousine, die auf dem Sopha lag, fixirte, wer hielt mir Strafpredigten? und nun bin ich's

doch, der das Mädchen befreit, ihr einen Beschützer verschafft hat. Ja ich bin es, der ihr Glück gegründet hat."

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," rief die Dichterin kleinlaut. „Oft denke ich, Gott hat die Welt in die Hände der Schlechten gegeben! Wenn ich Dir Unrecht gethan, so bitte ich's Dir ab, Barnabas."

„Sieh in Deinen Kisten und Schränken nach," gebot er.

Sie stand auf und brachte ein Kästchen hervor, in dem sich einige kleine Schmucksachen befanden, zum Theil Erbstücke, es fehlten ein Kreuz und eine Kette. Annette Zobel deckte schnell eine ihrer kleinen magern Hände über die leere Stätte, damit der Falkenblick ihres Vetters sie nicht sehen sollte, und sagte dann schnell und eine freudige Miene erzwingend: „Nein, nein, es fehlt nichts! Mir hat er nichts gestohlen! Er kann doch noch ehrlich und treu sein." Dies war die dritte Lüge des kleinen Fräuleins.

Der Advokat verließ seine Verwandte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er ihr einen

lebhaften und nicht leicht zu verwindenden Schreck beigebracht. „Dies war für ihre impertinente Predigt,“ sagte er, „die sie einst mir zu halten wagte. Wollte der Himmel, ich könnte immer mit Wucher dergleichen Ungebühr bezahlen.“

Herr Lobmeyer verfügte sich, nachdem er das Haus Annetten's verlassen, in die Dachwohnung, wo sein Vater die Krankenpflege übernommen hatte. Er blieb auf dem untern Treppenabsatz stehen, denn er fürchtete, wenn er höher steige, von der Atmosphäre, die in jenen Regionen herrschte, das Uebel des Kranken mitgetheilt zu erhalten. Er schickte hinauf und erhielt die Antwort, daß der Alte nicht mehr dort sei, daß er seit einigen Tagen sich entfernt habe, man wußte nicht wohin.

Der Sohn hörte diese Nachricht mit einigem Befremden. Er hoffte, oder er fürchtete vielmehr, den Alten bei sich zu Hause zu finden, allein auch hier war er nicht. Als Herr Lobmeyer den Abend dieses selben Tages über die große Brücke ging, richtete sich sein Blick zufällig auf das dunkele Wasser, und es war ihm im zwei-

felhaften Lichte der Laternen, als läge ein heller Gegenstand auf den Wellen und bewegte sich auf die Brücke zu. Dieser bleiche Gegenstand erhielt, wenn man schärfer hinsah, eine flüchtige Aehnlichkeit mit einem Menschenschädel, an dem etwas graues Haar haftete; ja es war, als könne man, wenn der Kopf etwas höher auftauchte, die geschlossenen Augen und den weitaufklaffenden Mund der Leiche unterscheiden. Das Phantom trieb den Fluß hinab und verschwand unter der Brücke. Herr Lobmeyer fühlte zum erstenmal ein leises Frösteln seinen Rücken überschleichen. Er eilte rasch die Brücke hinab.

Sechzehntes Capitel.

Zwei Hochzeiten.

Es war schon spät im Herbste, der Thiergarten prangte in dem schönsten farbigen Schmuck seiner Bäume und Gesträuche, die große Sonn-

tagspromenade wälzte ihre Wogen durch die breiten Gänge, und lustiger Hörnerschall, nebst den feinen Passagen der Klarinette und den hüpfenden Tönen der Flöte, aus den öffentlichen Gärten dringend, leitete den Strom in eine Menge kleine Nebenarme ab. Während dessen rollten unaufhörlich die gefüllten Wagen, die die Vergnügungslustigen der ärmern Klasse nach Charlottenburg, dem Schloßgarten und noch weiter hinab führten. Einer dieser Omnibus, ungewöhnlich befrachtet mit jungfräulichen Gestalten in weißen Gewändern und halb erstickt hinter großen Blumensträußen, kam schon von der Lustfahrt zurück und lenkte ab, nach dem Halleschen Thore zu. Diese geputzten Mädchen waren sämmtlich Hochzeitsgäste. Einige von ihnen waren schon verblüht, etwas mitgenommen von den ewigen rauschenden Genüssen des Colosseums und der Stadtbälle, die größere Zahl aber gehörte zu den frischen Landschönen, die nur selten die Stadt sehen, und wenn sie einmal erscheinen dürfen, ein neues Kleid und eine unverbrauchte Laune mitbringen. Dieser mit siebzehn Mädchen befrach-

tete Wagen schwankte einen schmalen Seitenweg dahin, unter fortwährendem Geschrei und Gelächter der Drinsitzenden, die auf ihren Plätzen hin und her geworfen wurden. Es glich der stark bevölkerte, gelblackirte, kolossale Omnibus einem großen Taubenkasten, der auf den Wochenmarkt gefahren wird und in dessen Enge sich ein tumultarischer Krieg der geflügelten Bewohner erhebt, der mit Schnabel und Krallen ausgefochten wird. Die Blumensträuße der Mädchen stellten hier die Flügel vor, und oft, wenn der Lärm die höchste Spitze erreicht hatte, sah man einen solchen Strauß von Feuerlilien und Stockrosen weit über die Köpfe der Zwischensitzenden einer entfernten Feindin ins Gesicht fliegen, und von dieser mit einer ähnlichen Bombe beantwortet werden. Um Friede zu stiften, wandte sich der mürrische, alte Wagenlenker um, und eine schelmische Miene erzwingend, drohte er mit der Peitsche in den revolutionären Wagen hinein.

Dieser Omnibus hielt vor der Thür des Gasthauses vor dem Halleschen Thore; es stan-

den schon zwei ähnliche Schiffe der Berliner Sandwüste da, die ihren Inhalt bereits ins Haus ausgeleert hatten. Das Aussteigen der Nymphen zu sehen, füllte sich der ganze Vorplatz des Gärtchens mit den derben, jovialen Gestalten ehrlicher Handwerker, ebenfalls Hochzeitsgäste. Die Stadtschönen glitten mit Gewandtheit herab, während die Nymphen der ländlichen Fluren hier und da ein Knie sehen ließen, welches mit einem übermäßigen Gelächter begrüßt wurde. Roth wie die Stockrosen, die sie trugen, schlüpften diese armen Verhöhnten in das Haus.

Wie stattlich stellte sich jetzt dieses Haus dar! Wie in dem bekannten Mährchen die schlafenden Schönen zum Leben erwachen, so hatte dies kleine Häuschen aus Dunkel und Nacht jetzt plötzlich die hellen klaren Augen aufgeschlagen und guckte recht munter in den frischen Herbsttag hinein. Die grünen Fensterladen spiegelten im Glanz der Abendsonne, das blaue Gitter umschloß eine ganze bunte Familie von Astern, und eine Menge Blumentöpfe, die erst diesen Morgen eingesenkt worden, bekundeten die zärt-

lichste Sorgfalt für das Gedeihen und stattliche Aussehen dieses kleinen Gärtchens. Und der Schwan! Nun der vollends schien die ganze Fülle seiner ölgemalten Schönheit entfaltet zu haben, und nie sah man wohl irgend ein Thier, befiedert oder unbefiedert, in einem See voll Seifenschaum so majestätisch Furchen ziehn, als es hier der Dichtervogel that, unermüdlich in seinem Hochmuth und seinem Trotz, den schwarzen Schnabel in die Lüfte streckend, und der Himmel weiß, welchen stolzen Grübeleien sich rüchsichtslos überlassend.

Frau Sempel feierte ihre Vermählung mit Herrn Pädus. Ein denkwürdiger und nicht zu übersehender Tag. Gleich nach Befreiung der Wittwe hatte der Bierbrauer seinen Antrag gemacht, und da sie dies für ein Zeichen sehr zarter Rücksicht und eines nicht zu verkennenden Strebens ansah, die völlige Ehrenrettung ihres gefährdeten Rufes zu bewirken, so hatte sie ihm sogleich die Zusage gegeben. Der Gasthof zum Schwan ging jetzt sammt seiner Besitzerin auf den Familiennamen Pädus über. Leute, die sich

mit Combinationen künftiger Geschicke abgeben, knüpften an diesen Vorfall besondere Deutungen, die auf das Steigen der Firma des Gasthauses zum weißen Schwan sich bezogen; andere meinten, daß der Schwan verschwinden und die Wittwe in die Stadt ziehen werde, um sich dem Gewerbe ihres Mannes anzuschließen; das Brautpaar selbst hatte keiner dieser beiden scharfsinnigen Deutungen den Vorrang gegeben, sondern beobachtete in Rücksicht seiner künftigen Pläne ein tiefes Schweigen. Die Ankunft der siebzehn Landschönen machte den Ball vollständig und er begann sofort. Die große Gaststube war ihrer Bänke und Stühle entledigt und zum Tanzboden umgeschaffen worden. Dicke Guirlanden grüner Kränze schmückten die Wände. Die Wirthin eröffnete den Ball mit einem kleinen Schneidermeister, dem reichsten und angesehensten ihrer Nachbarn, der einst sogar nicht übel Lust gehabt hatte, sie zu freien. Jetzt sah man ihn in den Armen dieses verlornen Schatzes in einem rauschenden Wirbel sich drehen. Frau Sempel, in einem zitronengelben Seidenkleide, hatte ihre beiden dicken

Arme um den dürren Nacken ihres einstigen Verehrers geschlossen, wahrscheinlich um diese kleine kostbare Gestalt im Wirbel des Tanzes nicht zu verlieren. Ihr folgte dicht auf dem Fuße der Bierbrauer mit der großen, hellgrün gekleideten Frau eines Gewürzkrämers. Sie war die Einzige in der Gesellschaft, die einen Turban trug, und dieses Umstands wegen hatte der Bierbrauer sie gewählt. Die siebzehn Schönen aus dem Omnibus fanden in den siebzehn Kavalieren aus dem Wurstwagen rüstige und willkommene Tänzer. Während ihre Gebieterin ihren Ehrentag feierte, stand Lene am Heerde und beherrschte, elber siedend, ein großes Feld von siedenden, zischenden, dampfenden und murmelnden Töpfen. Sie verwaltete jetzt umumschränkt das Departement der Küche und ihren Befehlen folgten die angenommenen Mägde. Das neue Geschick, dem der Schwan entgegenging, erfüllte auch Lenen mit der größten Aufregung. Als ein Inventarium des Hauses, als ein Stück vom Brautschatz der Wittwe ging auch sie in die Hände des Bierbraues über, und demzufolge mußten neue Freund-

schaften, neue Verbindungen geknüpft werden. Die Köchin und eine alte Magd des Bierbrauers hatten schon diplomatische Besuche im Schwan abgestattet, und die Dienerin der Gastwirthin war wiederum hinübergegangen, um unter einem unendlichen Geschwätz eine große Kanne Kaffee zu leeren. Die alte Magd, die in ihrer Jugend äußerst heiter gelebt hatte, und die jetzt den übelsten Ruf besaß, war für die tugendhaften Grundsätze Lenen's eine sehr gehässige Gesellschafterin, allein, um die künftigen Erfolge des Schwans nicht zu beeinträchtigen, übersah sie diese Mängel und knüpfte mit der Anrüchigen den Bund der Freundschaft. Als eben die Abendtafel beschickt werden sollte, erschien ein Bedienter in Livre in der Küche und näherte sich der Köchin. Sie hatte kaum seinen Auftrag vernommen, als sie mit feierlicher Miene die Schürze abband und in den Tanzsaal sich verfügte. Frau Sempel saß mit dem Herrn Pädus auf jenem kleinen Sopha, das jetzt merkwürdiger Weise dennoch Platz für beide hatte. Lene flüsterte ihrer Gebieterin etwas ins Ohr, und diese erhob

sich und eilte rasch hinaus. In der Küche ließ sie sich einen Mantel geben, in dem sie sich einhüllte und unbemerkt hinausschlüpfte. Vor dem Thore stand ein Reisewagen und dorthin wandte, von dem Bedienten begleitet, die Wirthin ihre eiligen Schritte. Die Laterne des Wagens beleuchtete ihr rothes, freudeglänzendes Gesicht, mit dem sie in die Kutsche hineingrüßte. Der Schlag wurde geöffnet, eine schlanke Gestalt neigte sich hinaus und zwei Arme umschlossen die Wittwe. „Meine gute Mutter," flüsterste Diane, „ich wußte, daß Du heute Deinen Ehrentag hattest, und ich wollte dabei nicht fehlen. Nimm dies zum Andenken an Deine Tochter." Mit diesen Worten legten die zarten Hände eine schwere goldene Kette um den Hals der Gastwirthin. Ein junger Mann neigte sich jetzt ebenfalls hinaus und drückte der Beschenkten die Hand.

„Auch ich habe heute meine Vermählung gefeiert," sagte Diane, „und jetzt machen wir eine Reise. O ich bin glücklich — sehr, sehr glücklich!"

„Gott segne Sie," stammelte die Wittwe

und große Thränen rollten über ihre erhitzten Wangen.

„Einst brachte mich derselbe Mann als eine Bettlerin vor Dein Haus, Mutter, krank und elend, jetzt führt er mich fort, glücklich und reich.“

„Gott segne Euch beide!“ wiederholte die Wittwe; die Wagenthür wurde geschlossen und die Kutsche rollte aus dem Thore hinaus. Nachdenklich und mit stillen Glückwünschen für ihre Liebe kehrte Frau Sempel in ihr erleuchtetes und lärmendes Häuschen zurück.

Wir wollen sie in Frieden gehen lassen und hiermit Abschied von ihr und dem weißen Schwan nehmen. Doch nein! noch müssen wir eine denkwürdige Aeußerung der Wittwe aufzeichnen, die sie im Kreise ihrer Freunde an der fröhlichen Abendtafel laut werden ließ: „Hütet Euch, meine Lieben,“ sagte sie, „Talente zu haben. Ich besaß eines, das ich mit Fleiß und Anstrengung auszubilden strebte und das zum Lohn dafür mein Verderben schuf.

Siebzehntes Capitel.

Die Gemahlin eines Gesandten liest eine Novelle vor.

Wir übergehen einen Zeitraum von fünf Jahren, und bitten den Leser, mit uns die Reise nochmals nach Rom zu unternehmen, wo wir vor dem Hotel des Gesandten, Grafen Windeck, aussteigen wollen. Ernst war mittlerweile Gesandte geworden; und wie man sich ins Ohr flüsterte, mehr durch die Verdienste seiner Frau, als durch seine eigenen, obgleich diese ihm auch nicht abgestritten werden konnten. Seit ungefähr zwei Jahren hatte er sich zu einer Höhe des Glanzes und des Ruhmes emporgeschwungen, der in den Annalen der Diplomatie schon der Aufzeichnung für würdig befunden wurde. Sein Haus war der Mittelpunkt der eleganten Welt; es um=

schimmerte seine Gestalt ein Nimbus, der seine Strahlen eben so von den Girandolen eines reichen Salons, wie von den Studirlampen der Gelehrten und Künstler borgte. Kunst, Geschmack und Pracht, diese drei Grazien des hochgestellten Lebens, umarmten sich in seinen Gemächern in immer neuen Gruppen; eine reizender wie die andere. Aus den Purpurwolken der Drapperien regneten die Goldfunken zierlicher Witze, pikanter Scherze, lächelnder Galanterien ewig nieder, unter diesen prächtigen Lüstren wurden die Blumen feiner und schöner Sitten gezeitigt und an dem Spalier dieser Wandsäulen hingen die reifen Früchte anmuthiger und blühender Betrachtungen. Unter den Frauen, die über diese üppigen Teppiche glitten, befanden sich jene Leonoren Tasso's, die, indem sie Dichter bekränzen, sich selbst zu Gegenständen des Gedichts machen. Man sah hier jene edlen Züge, jene schönheitdurchleuchteten Gestalten, die nur so viel von der Mode des Tages annehmen, als es bedarf, um zu zeigen, daß sie dem neunzehnten Jahrhundert angehören, und nicht schöne Bilder sind, die Guido's oder

Correggio's Pinsel schuf. In diesen Sälen war alles Wohlklang und Zierde, von der weichen Biegung eines Arms bis zur gelehrten Debatte, von einem Verse Virgils bis zum Schnörkel am Rand einer Theetasse, von dem Rauschen einer Atlasrobe bis zur Bewunderung einer Parlamentsrede. Die Geselligkeit hatte ihre Medisеance, die Wissenschaft ihre ewige Zanksucht, die Künste ihre Rechthaberei abgelegt; eine blühende Heiterkeit und Ruhe, das Lebenselement der wahren Bildung, durchdrang alle Poren des Gesellschaftskörpers, und erfüllte ihn mit jener Gesundheit der Existenz, die ihm ein Recht giebt, die edelsten Kräfte des Geistes, so wie die blühendsten Preise der Schönheit, als ihm zukommend, sich anzueignen. Auf diese Höhe schwingt sich selten was wir „die gute Gesellschaft" nennen. Vielleicht kommt in einem Jahrhundert nur einmal diese feine Blüthe zum Vorschein, nur einmal im Jahrhundert findet das richtige Wort seinen richtigen Hörer, die erschlossene Schönheit den eben so erschlossenen Blick, der tiefsinnige Ernst den eben so tiefsinnigen Scherz, die gebildete

Form das eben so gebildete Urtheil — mit einem Wort trifft die Hand des tüchtigsten Künstlers auf den reinsten Marmorblock — wo dann Götterbilder entstehen ohne Fehl, und wo das, was wir „die beste" Gesellschaft nennen, eine Gesellschaft „der Besten" wird. Ueberall anderswo werden nur Lichter angezündet, und man macht mit Worten und mit Fächern Lärm, man rückt Gemeinplätze und Stuhlfüße.

Diesen Höhenpunkt der Gesellschaft hatte nach der Meinung einiger Kenner das Haus des Grafen Windeck erreicht. Die alten Salons des achtzehnten Jahrhunderts schienen hier wieder aufgetaucht, nur daß anstatt des häßlichen Fräuleins l'Epinasse und der Tabak schnupfenden alten libertinen Wittwe Dudeffant hier eine blühende, stolze Schönheit den Scepter führte, eine Schönheit, die schon zu mehr als einem Götterkopf den jungen Künstlern als Modell gedient hatte. Freilich, zu keiner Aphrodite, zu keiner lächelnden Nymphe — dazu hatten diese Züge, trotz ihrer Schönheit zu viel Kaltes und Strenges, wohl aber zu einer Juno, und gerade dieser

pikante Reiz der Erstarrung bei so vielem Leben machte die Künstler schwärmen, und nicht minder die Dichter, die hierin den Künstlern nichts nachgeben. In die Gemälde der Kunstausstellungen schlich sich seit einiger Zeit ein gewisses Profil ein, das man immer wieder fand, bald im Verein mit einem Mantel und dem Kopfputz einer Cornelia, bald aus dem düstern Dämmerschein des Zeltes des Holofernes als Judith hervorleuchtend, bald in der blühenden Umschattung einer Hütte im Appennin als Braut eines Bravo's. Man wußte zuletzt sehr genau, wo diese Augen und diese Stirn zu finden waren. Ebenso klemmte sich zwischen die Sonettfugen immerdar ein Zipfel des Florschalls der Ambassatrice, an den Pointen eines Epigramms schaukelte sich eine rothe Nelke, von ihren Schultern abgelöst, und an dem schwerfälligen Gerüste eines Drama's à la Victor Hugo hing der zarte Handschuh der schönsten der Frauen. Wer war glücklicher als Ernst. Er wurde nicht geliebt, das sah er selbst, er wurde nicht einmal sehr geachtet, das sahen Andere — allein, was ist Liebe und Achtung gegen

den Ruhm, eine solche Frau zu haben? Für jeden andern Mann schon ein kostbares Gut, für einen Diplomaten aber ein Vermögen, eine Macht, ein Schicksal. Er kam von seinem Erstaunen nicht zurück, wenn er bedachte, wie in der kalten Einöde des Stammschlosses von Windeck seine Erwählte ihm ganz anders erschienen war, wie sie sich seitdem zu einem Wunder des Geistes und der Grazie entfaltet hatte. Die Vicomtesse machte dieselbe Bemerkung, und die Fürstin stimmte darin ein. Die gute Dame war glücklich, sie betrachtete die Erfolge, die Judith feierte, zum Theil als ihr Werk, und um immer in der Nähe zu sein, wo diese schönen Kränze ausgetheilt wurden, hatte sie sich entschlossen, ihre alte Stammburg zu verlassen, und nach Rom zu ziehen. Hier bewohnte sie ein Hotel, das durch einen bedeckten Gang verbunden war mit dem Pallast des Gesandten, und wodurch sie es möglich machte, jeden Morgen und Abend auf ihrem Sopha sich herübertragen zu lassen. Nicht so anmuthig bequem hatte die Vicomtesse den fortgesetzten Umgang mit ihrem Freunde sich ein-

zurichten gewußt. Ernst hatte sich einmal für allemal Poppäa verbeten. Blanche von Sanneterre schwankte also zwischen ihrem Freund und ihrem „schönen Engel" fortwährend mitten inne. Ihr Herz, das immer etwas lieben mußte, zog sie bald hierher, bald dorthin, und sie war daher in einer fortwährenden Wanderung von einem Hause zum andern begriffen; aber da sie stets heiter wie ein Kind war, und immer völlig ohne Eifersucht, so bereiteten ihr die Triumphe ihrer Nebenbuhlerin immer neues Entzücken, und man sah ihre anmuthige kleine Gestalt durch die Gruppen sich durchwinden, wie ein Sonnenstrahl sich durch ein Blumengedränge durchstiehlt. Man machte seit einiger Zeit keine Gedichte mehr auf sie, die Zeichner ließen sogar mit Geschenken für ihr Album nach, aber Blanche von Sanneterre die keine Rache, keinen Groll, keinen Neid kannte, blieb immer so bezaubernd freundlich, und ihre großen klaren Augen lächelten den Künstlern und den Dichtern eben so huldvoll, als wie früher, da sie sich noch um sie drängten, und ihr Salon der gefeierte des Tages war. Oft, wenn Ernst

sie fragte: „Sind sie nicht neidisch, theure Blanche, auf die Triumphe meiner Frau?“

„O nein! sie ist so schön! Ich selbst bewundere und liebe sie am meisten. Aber lieber Freund,“ setzt sie hinzu, „ich wäre ganz glücklich, wenn Sie erlaubten, daß Poppäa —“

„Lassen wir das,“ flüsterte Ernst. „Sprechen wir von etwas anderem.“

Einige Tage im Monate waren im Hause des Gesandten den Wissenschaften und den Künsten ausschließlich gewidmet. Es wurden alsdann freie Vorträge gehalten, Gedichte und kleine romantische Erzählungen vorgebracht. Ein junger Engländer zeichnete sich in humoristischen Skizzen aus, die er meisterhaft vortrug, ein anderer las Abschnitte aus einem Roman vor, der im Genre der Richardson'schen sentimental eleganten Liebes- und Verführungsbilder geschrieben war, eine Gattung, die der talentvolle Autor wieder in Mode zu bringen hoffte. Ein Franzose aus der Schule Lamartine's gab philosophisch-didaktische Gesänge, ein junger Professor aus Florenz las Erklärungen über den Dante vor, während zwischendurch

ein guter Deklamator ganze Stellen der göttlichen Komödie herrecitirte. Auch die Damen waren nicht blos müssige Zuhörerinnen. Eine Miß mit einem unaussprechbaren irländischen Namen vertheidigte zum großen Schrecken der gegenwärtigen prüden Töchter Altenglands die Moral der Romane George Sand's, und eine Französin legte in kleinen, muthwilligen Novellen das System Fourier's aus. Während diese Damen und Herren lasen, modellirten und zeichneten die Künstler, und oft erhob sich unter der Aegide eines launigen Gedichts eine graziöse kleine Statuette oder eine possenhafte Danton'sche Groteske. Ruhte die Künstlerhand, und schwieg der Mund des Dichters, so rollten die blühenden Passagen auf dem Piano dahin, und eine klagende Stimme sang den Schmerz Romeo's oder das Schlummerlied Desdemona's.

Schon lange hatte die Dame vom Hause ihren Beitrag zu den poetischen Abenden versprochen; endlich erschien der Tag, wo dieses Versprechen erfüllt wurde. Die Gesellschaft hatte eben einige, in der Gegend um Rom kürzlich

vorgefallene kecke Raubscenen besprochen. Jemand aus dem Kreise der Freunde hatte, hierdurch veranlaßt, eine blutige Banditengeschichte zum Besten gegeben, und noch rauchten die blutgetränkten Dolche, noch malte sich in den verstörten Mienen der Frauen der Schreck und das Entsezzen, als die Gräfin sich von ihrer Kammerfrau ein kleines rothes Büchelchen übergeben ließ, und in diesem blätternd, einige eng beschriebene Bogen hervorzog. Dieses Manoeuvre erregte die Aufmerksamkeit des ganzen Halbkreises. Man rückte näher zusammen, die politische Debatte, die in den Ecken des Salons ausgefochten wurde, verstummte, und alles schickte sich an, eine Erzählung aus dem Munde der Frau vom Hause zu vernehmen. „Meine Damen und Herren,“ hub diese an, „ich werde Ihnen auch von einem Raube erzählen, aber zum Glück von keinem blutigen. Ich bitte um etwas Aufmerksamkeit!“

Eine Novelle.

Nicht lange vor dem Abschluß des vierzehnten Jahrhunderts, in jener Periode der ewigen

Zwistigkeiten und Kriege der kleinen italienischen Staaten, welche bald durch Einmischung des Pabstes, bald durch die Macht ausländischer Fürsten beizulegen versucht wurden, herrschte über Ravenna ein souverainer kleiner Fürst, der sich in Händel verwickelt sah, sowohl mit seinen eigenen Unterthanen, als auch mit seinen Nachbaren. Um sein Ansehen zu behaupten, that es Noth, Bündnisse zu knüpfen, und er entschloß sich, um die Gunst eines mächtigen Fürsten nachzusuchen. Dieser Herr war noch ein junger, unvermählter Mann, und das beste Mittel, ihn zu gewinnen, schien ihm eine hübsche Frau zu geben. Der Fürst von Ravenna hatte eine Tochter von bewunderswürdiger Schönheit, aber von nicht allzuviel Geist. Der Herzog von Torrena, so hieß jener gesuchte Bundesgenosse, sah die schöne Imelda nur einmal flüchtig auf einem Tournier in Mailand, doch genügte dies, ihn in sie verliebt zu machen. Vielleicht mochte die Eitelkeit, die größte Schönheit Italiens, denn dafür galt Imelda, für sich zu gewinnen, auch das ihrige beitragen, den Herzog für die Wünsche des alten

Fürsten so schnell geneigt zu machen. Genug, der Tag der Vermählung wurde festgesetzt und der Bräutigam erschien, seine Braut abzuholen.

Die Prinzessin war auferzogen worden in Gesellschaft mit einem Mädchen von niederem Stande, Camilla, die Tochter eines Köhlers. Imelda liebte dieses Mädchen, und Camilla ihrerseits war der Prinzessin bis auf einen gewissen Grad hin zugethan. Ich sage bis zu einem gewissen Grad, denn Camilla war klug, und die Klugen, da sie immer mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen zu lieben pflegen, haben von jeher ihre eignen Ansichten über Treue und Anhänglichkeit gehabt. Camilla, im niedern Stande geboren, auf immer ausgeschlossen von der Aussicht, auf dem Theater der Welt, wohin es sie zog, eine Rolle zu spielen, hatte in der Einsamkeit ihres Waldes oft Gelegenheit gehabt, über die Welt und die öffentliche Meinung nachzudenken. Man glaubt, daß Frauen aus dem Volke sich nicht mit dem Denken abgeben, in der Regel thun sie es auch nicht, ihre Armuth, ihre Kinder, die bei Andern Reichthnm, bei ihnen aber

ebenfalls Armuth sind, ihr Mann, oft ein Geschöpf, das sie, ähnlich den Weibern von Weinsberg, das Leben lang auf ihren Schultern tragen müssen, endlich Alter und Krankheit drücken die Frauen aus dem Volke nieder, und beugen ihre Stirn zur Erde. Oft aber erhebt sich diese Stirn, voll der köstlichsten Gedanken, und richtet sich der Sonne zu, wie die Blume des Feldes, eben so rein, eben so ursprünglich duftend, eben so gewürzhaft bethaut. Camilla, die Köhlertochter, war ein solches Weib. Aus dem Schatten der ärmlichen Hütte ihrer elterlichen Wohnung ging sie hervor, wie die Jungfrau im hohen Liede Salomonis, die ihren Bräutigam sucht. Dieser Bräutigam war kein irdischer, es war ein geistiger, es war das Glück der Menschenbrust. Welche Frau, sie sei noch so schamhaft, ginge nicht aus, bei Sturm und Regen, um den Kuß eines solchen Geliebten zu suchen? Camilla richtete einen forschenden Blick auf die Welt, sie sah in ihr das, was man groß nannte klein, was man gerecht nannte ungerecht, was man großmüthig und erhaben pries, gemein und

lächerlich. Sie sah Würden und Ehren der Thorheit gespendet; den Ruhm der Gemeinheit gegeben; Auszeichnungen, nach denen die Stärke schmachtet, in den Schooß der Schwäche geschüttet; Kronen auf die flachesten Stirnen gedrückt, und Scepter in Hände gegeben, die keinen Strohhalm zu halten die Kraft hatten. Camilla sah wie die Geschichte in Händen von Aufzeichnern war, die diese Fehlgriffe beschönigten, die diese Verirrungen als das Göttlichste darstellen, was der Menschengeist bieten könne. So wurden die Thorheit, die Einfalt und die Tücke für alle Zeiten geheiligt, und die Bücher der Geschichte, die man die Offenbarung Gottes nennt, zeigten ihr nur eine fortgesetzte, alle Formen des Geistes annehmende Lüge. Da sie diese Ueberzeugung gewann, schien ihr nichts groß, als ihr eigener Geist; sie wußte, daß sie durch ihn alles erobern konnte, wonach ihr gelüstete. Der Egoismus, bei kleinen Seelen eine ekelhafte Schwäche, ist bei großen Geistern das Gesetz der Welt; er schafft Religionen, so wie er die unermeßliche

Reiche eines Gisgiskan, eines Alexanders, eines Solimans schafft. Die Verachtung, die wir vor der Menschheit hegen, macht uns zu ihrem Gesetzgeber. Ein einziger Gang auf dem Nacken unserer Nächsten, und wir werden bald vor lauter hingeworfenen Sklaven keine Pflastersteine mehr sehen.

Camilla bildete diese Gedanken immer mehr aus, und zuletzt fühlte sie den lebhaften Drang, ihre Probehaltigkeit im Leben selbst zu erfahren. Es bot sich hierzu Gelegenheit. Camilla hatte einige Aehnlichkeit mit der Prinzessin, es kam der Wunsch in ihre Seele, die Prinzessin zu verdrängen, und ihre Stelle einzunehmen. Dieser Wunsch mag oft in die Seele einer Frau, noch öfters in die Seele eines Mannes kommen; aber weder die erste, noch weniger die andere haben die Kühnheit, jene Kälte, die die Schmach, in der die Welt liegt, uns einflößt, welche dazu gehört, ihre Wünsche zu verwirklichen. Am Tage der Abreise gab Camilla der Prinzessin einen Trank ein, der einen künstlichen dem Tode ähnlichen Schlummer erzeugte; als sie in Ohnmacht lag,

wechselte sie die Kleider, und indem sie sich in das königliche Gewand hüllte, zeigte sie den plötzlichen Tod des Köhlermädchens ihrer Umgebung an. Der junge Herzog, von dem schon bemerkt worden, daß er seine Braut nur wenig kannte, hörte dieses Mährchen mit Leidwesen und befahl, weil seine Gemahlin sich von der Leiche ihrer Jugendfreundin nicht trennen wollte, diese in einen kostbaren Sarg zu legen, und auf eines seiner Schlösser zu bringen. Hier erwachte die unglückliche Imelda, und wurde sofort von ihrer Nebenbuhlerin in strengem Gewahrsam gehalten.

Camilla, nunmehr mit dem herzoglichen Mantel bekleidet, beherrschte ihren schwachen Gemahl, und reizte ihn zu einem Kriege mit demjenigen, dessen Bundesgenosse er durch diese Heirath geworden war. Die Folge war, daß der Fürst sein Land verlor, und der Herzog es zu dem seinigen schlug. Die Politik Camilla's vergrößerte und verschönte ihr Reich, und machte es bald furchtbar allen Nachbarn. Die glänzendsten Bündnisse strömten ihr zu, sie gewann

durch kluge Unterhandlungen den Pabst, den deutschen Kaiser, die stolzen kleinen Fürsten der Lombardei. Ihr Hof wurde zugleich der Sitz der Künste, sie übertraf die Medicäer an Freigebigkeit, an Großmuth, an Geschmack, an Hochherzigkeit. Die Geschichtschreiber füllten ihre Paragraphen mit Lobeserhebungen an, die sie auf Thatsachen stützten. Die Basis der Größe Camilla's wurde ihre Gewichtigkeit genannt, und nur sie selbst wußte, daß diese Basis die Ungerechtigkeit war. Man nannte sie die Schützerin der Unschuld, und nur sie selbst wußte, daß sie die Unschuld verfolgt und unterdrückt hatte.

Aber war diese verfolgte Unschuld darum unglücklich? Keineswegs. Der sanfte und liebenswürdige Charakter Imeldas, der so übel auf den Thron, an der Seite eines schwachen Mannes, und inmitten des Zankes der Partheien gepaßt hätte, schickte sich vortrefflich in die Einsamkeit eines ländlichen Schlosses, in dessen Umkreis Schäfer mit dem Klange ihrer Schalmeien ihre Lämmer zusammenhielten, und wo junge Nymphen das Glück der Liebe und die kleinen, schalk-

haften Geheimnisse des ersten Kusses und der ersten Mainacht besangen. Man weiß, daß Nymphen dies sehr gut zu schildern wissen. Imelda setzte die Gesänge auf Noten, und wurde Schöpferin eines artigen Codex von Minneliedern, der noch ihren Namen führt, und von einigen Sammlern als das Köstlichste ihres antiquarischen Schazzes angesehen wird. Mit der Zeit fand Imelda Geschmack daran, ihre Lieder aus dem Munde eines jungen Mannes tönen zu hören, und ehe ein Sommer verging, heirathete sie diesen jungen Mann. Die Nymphen tanzten bei dieser Gelegenheit einen großen poetischen Ringelreigen um die große Linde des Dorfes.

Auf diese Weise verlebten Imelda und Camilla ihre Tage unbeschadet dessen, was man in der Welt Gerechtigkeit nennt. Sie wurden beide sehr alt, und starben beide vollkommen ruhig und zufrieden, und beide so berühmt und belobt, als sie unter den gegebenen Verhältnissen nur immer werden konnten.

In den Zeiten der Erschlaffung haben energische Naturen das Recht, sich die Lebensstellun-

gen Anderer, wo diese günstiger sind, unbedenklich anzueignen. —

Diese kleine Novelle erregte viel Heiterkeit. Da in guter Gesellschaft nie eine Meinungsverschiedenheit auftritt, und die Grundsätze nur Sache einer geistigen Toilette sind, so machte man die anmuthigsten Scherze über das Recht und das Unrecht, über das Gewissen und das Urtheil der Welt, über die Stimme unserer Brust, und der Stimme außerhalb unserer Brust, über Kühnheit und Feigheit, über Egoismus und über Selbstopferung. Die Gräfin wickelte ihre Blätter wieder in das rothe Buch, und gab dasselbe mit einem kalten Lächeln an ihre Kammerfrau.

Die Fürstin, die in ihrem Sopha mit ihrer gewöhnlichen leisen Stimme allerlei geäußert hatte, ohne selbst von ihrer nächsten Umgebung verstanden worden zu sein, erhob sich jetzt und nahm mit einem äußerst graziösen Lächeln, nachdem sie vorher mit ihrem Fächer, um Stille zu

fordern, auf den Tisch geklappt hatte, das Wort und sagte:

„Bemerken Sie, meine Damen, welche komische Rolle hier der gute Herzog und seine Umgebung spielt, die nichts davon ahnden, wie Camilla sie düpirt.“

„O, das ist allerliebst,“ rief der Gesandte, „das ist noch eine ganz besondere pikante Würze in der Novelle.“

Man stimmte diesem Urtheil bei, und die Ambassatrice sah ihren Gemahl mit einem flüchtigen Seitenblick von einem ganz besonderen Ausdruck an.

Achtzehntes Capitel.

Auszüge aus Judiths Tagebuche.

Was ist es, was die Welt groß nennt, was sie bewundert? Wir wollen einen solchen Bewunderten, gleichviel, welchen aus der Menge herausgreifen, Brutus! Wer hat seine Tugenden und sein Leben geschrieben? Sein Schwiegersohn Bibulus und sein Freund Volumnius. Beide waren partheiisch. Dieser so edle Philosoph, dieser tugendhafte Römer, der seinen Wohlthäter mordete, um das Volk zu retten — trieb den schmuzzigsten Wucher, und war stets bereit, die Ruhe und selbst das Leben der unschuldigsten Bürger seiner unersättlichen Habgier zu opfern. Cicero selbst, der wärmste seiner Freunde, hat uns diese Schändlichkeit enthüllt in seinem vertrauten Brief-

wechsel mit Atticus. Brutus lieh sein Gold zu achtundvierzig Prozent aus an die Könige des Orients, und an die der römischen Herrschaft unterworfene Städte. Da er selbst die Unschicklichkeit davon fühlte, that er es unter dem Namen eines gewissen Skaptius. Ferner war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der pharsalischen Schlacht die Parthei des Pompejus sammt dem Cato, und den Vertheidigern der Republik verließ, kein Beweis seiner Beharrlichkeit an die republikanischen Grundsätze.

Was die Menschen Liebe nennen, habe ich nie empfunden. Nie hat es mich gereizt, eines Mannes Weib zu sein. Ich fühle, daß alles Große allein steht. Die Ehe macht die Menschen feige, und lähmt jenen Egoismus der Helden, schafft durch den kleinen, schwächlichen Egoismus, der nur gute Väter macht. Wer Thaten hervorbringt, von dem darf man nicht auch noch Kinder erwarten. Der Gedanke Hildebrands, den

Cölibat zu stiften, ist groß. Es ist zwar schön, was Tasso sagt:

Ma or congiunto a giovinetta sposa
E lieto ormai de' figli, era invilito,
Negli affetti di padre e di marito.

Allein was ist dieser dürftige Reiz gegen Größe, selbstbewußte, selbsterworbene Größe?

Als ich mir in jener Stunde, wo ich einsam mit den Geistern meiner Zukunft Rath pflog, die Frage vorlegte: „Sollst Du diesen Weg gehen? Ist's nicht besser, Du kehrest um, Du bleibst im Dunkel der Armuth, aber auch im Schutz des Rechts," da wußte ich noch nicht, was das Leben bieten könne. Nur ein undeutlich Gefühl sagte mir, daß ich ergreifen müsse, was mir — vielleicht nur einmal — geboten wurde, und ich ergriff's. Ich stieß von mir, was mich hemmte; hier sank ein schuldloses Kind, dort ein stolzer, kräftiger Mann von meinem Stoße nieder, und ich schritt triumphirend meine Bahn. Wo ist nun meine Schuld? Ich war berufen, diesen Platz

einzunehmen, und ich nahm ihn ein. Wäre ich damals scheu zurückgebebt, wo wäre ich jetzt? Vielleicht das Weib eines ehrlichen Tagelöhners, dem ich Kinder zur Welt brächte, dem ich die Suppe auf den Tisch setzte und das Brod vorschnitte? Wie klein, wie dumpf, wie elend! Mich schaudert! Mich ekelt vor der Bestimmung des Weibes. Ein Entsetzen ist mir, was die Menschen Liebe und Demuth nennen. Herrschsucht ist jedem edlen Busen eingeimpft, und göttlich ist der Trieb, Andere zu unterdrücken. Hab ich ein Verbrechen begangen? Nun wohl, ich konnte nicht anders, ein weit größeres hätte ich begangen, wäre ich feig dem Geiste, der mich trieb, ungehorsam gewesen.

Die Schwächlinge, ich habe ihnen gesagt, was ich von ihnen halte, sie hören's und verstehen es nicht. Es ist unglaublich leicht, der Welt zu imponiren.

Ein französisches Sprichwort sagt: „C'est un triste metier, que celui de femme." Jawohl.

Wie sie mich behandelten, wie sie mich auszuforschen suchten, aber ich ging stille meinen Weg hin. Der schrecklichste Moment war der, als ich in dem Schiebfenster im Thurm zum erstenmal erkannte, daß jener Mörder der Mann war, mit dem ich zu thun haben sollte. Aber gleich fiel mir ein: Du hast ihn in Deiner Gewalt! Die Demüthigung, die brutale Laune, die ich ertrug — alles, dachte ich bei mir selbst, kommt einst zur Sprache. Aber doch wollte er mir nicht den Arm reichen, mich an den Altar zu führen, wo ich seinen Namen und sein Wappen stahl — er wich vor mir zurück! Der Elende! Wer war nun der Größere? Er, den veraltete Vorurtheile banden, ich, die ich mir keck die Krone selbsthändig aufsetzte? Mein Sieg ist nur ein kleiner, er ist nur innerhalb der Gesellschaft errungen, keine Throne hat er erschüttert, sondern nur ein Paar sammetne Sessel im Salon,

aber in meine Seele zeichnen sich die Spuren jenes Heldenganges; ich auch habe die Süßigkeit gekostet, zu stürzen, was mir verhaßt war, mir anzueignen, was ich wünschte, die Welt zu betrügen, die ich hasse. Mehr kann der größte Eroberer nicht.

Eines Mannes erinnere ich mich je zuweilen, jenes Franz. Er liebte mich, ich hätte ihn zu mir heranziehen können. Als er mir damals sagte, daß ich als Apostel in das alte Ahnenschloß gesendet worden, um die neue Zeit zu predigen, da sah ich ihn mir darauf an, und dachte: „Willst Du mit mir einen Gang wagen? Hast Du Muth, Deinen Adelsbrief von Dir zu werfen, und einen neuen Dir zu erwerben, den nicht Fürsten ausstellen? Kannst Du mich tragen, wenn ich mich, mit der ganzen Schwere meines Welthasses, auf Dich lehne? Komm, dann laß uns einen hübschen Spaziergang ins Freie thun, jenen bezauberten Wald aufsuchen, von dessen Zweigen es heilig rauscht, aus dessem Dun-

keln die Stimmen aller Völker hervorstammeln, ein grausenvolles Stimmenchor, aus denen die Weisesten der Weisen sich nicht die Deutung lösen. Aber nein! In seinem Blicke war nichts, was mich berechtigte, ihn zu meinem Genossen zu wählen. Er hätte mich und die Seinen zugleich retten können, ich wäre einen andern Weg gegangen. Es sollte nicht sein.

Dieser Simeon, dieser feige, ekelhafte, niedere Verbrecher will nicht aus meinem Gedächtniß weichen. Immer wieder tritt er mitten unter die Bilder des Glanzes und Ruhms, die mich umgeben. Was will die Gestalt? Ein frecher Dieb war er, und nennt sich mein Genosse! Wie elend! Ich muß Mittel ergreifen, diesen Schatten einmal für immer zu bannen. „Wir müssen diese Furcht in Fesseln legen, die auf zu freien Füßen jetzo geht!“ So weit ist Deutschland, so weit das dunkle, nebelhafte Land von mir entfernt, und dennoch — zittere ich. An den Advokaten will ich schreiben. Ihm, der an mein

Schicksal mit ehernen Banden geknüpft ist, ihm muß eben so viel daran liegen, als mir, daß dieser Mensch unschädlich gemacht werde! — — Aber bin ich nicht thöricht, was kann ein niederer Abentheurer gegen mich beginnen?

Gestern, als ich den Corso hinabfuhr, glaubte ich eine Gestalt zu sehen, die flüchtig dahinglitt, und hinter dem Vorsprung einer Treppe verschwand. Meine Wangen entfärbten sich, mein Herz bebte — es war mir, als kenne ich diese Gestalt! Ich will noch heute den Brief nach Deutschland absenden.

Es ist schrecklich, im Schooß der Macht und des Glanzes zittern zu müssen. Oft mustere ich mit lauerndem Blicke die Gäste meiner Prachtgemächer, ich durchforsche ängstlich die entfernten Gruppen, immer fürchte ich die unsteten Augen, den schwarzen Bart, das braune, narbige Gesicht zu erblicken. Leere Furcht, wie soll er nach

Rom kommen? Und welchen Zweck hätte er, mich aufzusuchen? Wir klein erscheinen mir nun alle meine Triumphe, da ich diesen Menschen noch fürchte! —

Ein heftiger Schritt im Vorsaal, ein heftiges Aufreißen der Thür, erschreckt mich — doch Simeon kommt nicht so, er wird schleichen, wenn er kommt, schleichen und —. Ich habe einen Bedienten geworben, ihn zu meinem besonderen Dienst geweiht. Er muß die Ausgänge des Pallastes mit Wachen versehen! Man glaubt, daß ich ein geheimes, zärtliches Verständniß mit irgend einem Vornehmen habe. Möge man es glauben. O, hätte ich einen Mann, der mich verstände, mich schützte! Ich bedarf dessen.

Eine unruhige Nacht habe ich durchwacht. Im Dunkeln des Säulenganges der Kirche mir gegenüber, sah ich wieder die bewußte Gestalt schleichen. Ich schickte hin, sie war fort. Wenn

er kommt, mich zu plündern, warum meldet er sich denn nicht, warum bleibt er in der Ferne? Ich will noch mehr Zerstreuungen um mich sammeln. Die Schriften der Dichter und Philosophen sollen mir reichlicher ihre Trostsprüche spenden.

Ce n'est pas a une femme, mais aux femmes, que je refuse les talents des hommes, sagt Rousseau. Sehr wahr! Das Geschlecht in Masse wird sich nie erheben. Es sind immer Einzelne, die bestimmt sind, groß zu sein, aber die um so entschiedener! —

Heute habe ich ein Memoire ausgearbeitet, das, wie ich glauben darf, in Charakter und Abfassung seiner Bestimmung Genüge thut. Es wiederholt sich alles in der Geschichte; jetzt wieder dieser Streit mit Staat und Kirche. Hier läßt sich ein Wort mitsprechen, und mit je größerer Freiheit man es thut, desto wirksamer. Mein Memoire wird seine Wirkung thun; es ist keine gewöhnliche diplomatische Note, wie sie zu

Tausenden ungelesen ins Portefeuille des Ministers wandern. Gestern, in der Stille der Nacht, arbeitete ich daran. Die Springbrunnen rauschten unter meinem Fenster, die Wunder der Weltstadt lagen im Mondenlichte vor mich hingebreitet. Ich konnte mir denken, daß diese Welt mein war, so gut, wie irgend ein ehrgeiziger Pabst es dächte, der sich von einem Hirtenknaben zum König der Könige aufschwang; ich hatte sie mir erobert.

Ich fahre zitternd auf. —

Ein Geräusch hinterm Vorhange. — Es ist nichts. — Der Wind spielt mit den Drapperien! —

Wenn die Nemesis in die plumpe Hand dieses Simeon ihr Schwerdt legte? — Mein Brief muß jetzt schon in Deutschland sein.

Mein Mann liebt die schöne Blanche. Immerhin, ich bin nicht eifersüchtig. Nicht seine Liebe wars, die ich zu erringen strebte.

Man hat Niemanden gefunden. Ich kann ganz ruhig sein.

Neunzehntes Capitel.

Die Kaiserin Agrippina.

Unter den Bewunderer Judiths, und den fast täglichen Gästen in ihrem Hause gehörte der Kardinal Almaroni; ein ausgezeichneter Gelehrte, ein Mann von Geschmack und von den feinsten geselligsten Formen. Er war einer der reichsten römischen Großen, und er wußte seine Schätze wohl anzuwenden. Seine Villa enthielt in neuern Skulpturen das Ausgezeichnete, an Gemälden eine schöne Sammlung, die des Kardinals Vorfahren, die aus Florenz stammten, ihm hinterlassen hatten. Die räumlichen Ausschmückungen der schönen lichthellen Säle zeigte überall die Kunstformen, die sich eben so weit von dem frivolen Glanz der Mode, wie von dem pedantischen Ernst des

antiquarischen Dekorateurs entfernt halten. Die Tage der schönen Jahreszeit, wo Rom auflebt, und die Sieben-Hügelstadt sich ihrer herrlichen umgebenden Natur freut, waren gekommen, und der Kardinal hatte ein ländliches Fest veranstaltet, zu welchem er seine vornehmen Freunde, so wie die Künstler und Musiker eingeladen. Der Gesandte mit seiner Gemahlin fehlte nicht. Auch Blanche von Sanneterre folgte dem Zuge, nur die Fürstin hatte sich ausgeschlossen, weil das Fest im Freien gegeben wurde, und selbst die balsamischen Lüfte des italienischen Himmels sie von ihrem Grundsatz, das Zimmer nicht zu verlassen, nicht abbringen konnten.

Das Fest erhielt durch die Ankunft einiger fremden Diplomaten von großem Ansehn einen Glanz mehr. Diese Berühmtheiten scharten sich um die Gemahlin des Gesandten. Sie zu sehen, waren sie gekommen, und der Kardinal, der dies wußte, gab häufig Gelegenheit zu wo möglich ungestörten Zusammenkünften. Judiths Geist strahlte heute in seinem schönsten Lichte, ihre Schönheit wurde durch einen Anzug gehoben, der

dem Sinne des Festes gemäß, etwas Phantastisches hatte. Die schönen Frauen Roms, und die nicht minder schönen Ausländerinnen, die zu dem diplomatischen Kreise gehörten, hatten sich alle das Wort gegeben, einzelne vorleuchtende weibliche Charakterrollen aus der Geschichte darzustellen. Man sah die berühmten Frauen der Vorzeit, berühmt durch ihre Liebe, durch ihr Unglück, durch ihren Patriotismus oder berühmt durch die Künste der Musen, aus ihren Gräbern erstehen, und in blühendem Leben von der Sonne des herrlichsten klarsten Himmels beschienen, unter den Myrrthengebüschen und den schattenden Pinien wandeln. Cleopatra, Semiramis, Thalestris, Cornelia, Octavia, die Sybille von Cumä und Numa's Freundin, die Nymphe Egeria, sah man in festlicher und glänzender Erscheinung in einzelnen Gruppen sich vertheilen. Die Sänger und Helden, diese edlen Frauen zu begleiten, fehlten nicht. Ein Zug ordnete sich, Gesänge ertönten und die weiten Baumgänge des Gartens wurden farbenblühend von den schönsten Gestalten belebt. Doch vor allen glänzte die junoni-

sche Gestalt Judiths hervor, die als jene hochherzige und kunstliebende Agrippina, die Freundin und Beschützerin Seneca's kostümirt war. Ein weißes faltiges Untergewand legte sich der antiken Schönheit der Formen an, so kunstgemäß als es die modernen Stoffe nur irgend erlauben, darüberhin wallte ein Mantel, von der Farbe des phrygischen Purpurs, ein prachtvolles Geschmeide hob mit seinen Farbenblitzen das weiche, milchweiße Colorit der entblößten Schultern, und barg sich in der Fülle der dunkeln Locken, deren einige in langen Ringen auf Hals und Nacken niederflossen. Die freie Stirn krönte ein antikes Diadem mit einer kostbaren Gemme, die das Bildniß der Agrippina zeigte. Hatte das Auge des Beschauers die kühne Gestalt, die sich mit Gold, Purpur und Perlen wie mit dienstbaren Geistern umgab, deren Fuß siegend die Erde beschritt, und die Lyra der Poeten zu einer Pindarischen Ode herauszufordern schien, mit Staunen betrachtet, so weilte es dann mit Wohlgefallen auf den zarten, wenn gleich flüchtigen Reiz der schönen Nymphe Egeria, in welche sich die

muntre Französin metamorphosirt hatte. Diese kleine Nymphe hatte offenbar keine Geheimnisse auszuplaudern, noch weniger war sie im Stande, ihrem Freunde Numa Rath zu geben, wie er eine Stadt bauen, und deren unruhige Bürger im Zaum zu halten habe, aber im Schatten ihrer Zaubergrotte, beim Murmeln ihrer heiligen Quelle dem Freunde süß und behaglich zu betten, das mochte sie verstehen, und das mochte recht eigentlich ihre Sache sein. Der Gesandte, der den Numa vorstellte, schien dies auch zu wissen, und das Liebesgekose, dem sich die schöne Nymphe und der Gründer Roms im Dunkel eines Boskets bisweilen, wenn sie unbeachtet sich wähnten, hingaben, hatte gewiß nicht zum Zweck, über den besten Staat zu philosophiren, oder eine noch in der Kindheit begriffene Criminalpflege zu entwickeln, um entmenschte Räuberhorden zu civilisiren.

Während der Kardinal seine Gäste mit der ausgesuchtesten Artigkeit, mit der feinsten Aufmerksamkeit, der zartesten Schmeichelei überschüttete, war ihm selbst eine poetische Ueberraschung

zugedacht. Er sollte in einen fingirten Orden aufgenommen werden, und die Geschichte, die Poesie und die Kunst, drei schöne allegorische Gestalten, erschienen mit den Attributen ihrer himmlischen Bestimmung, um die Krönung des Kardinals zu vollführen. Ein freistehender Altar war dazu ausgesucht, auf dessen Marmorstufen die Göttinnen standen, von blühenden Gebüschen überrankt. Die Geschichte brachte ein Werk des Kardinals, das die Akademie zu Bologna gekrönt hatte, die Poesie, da der Kardinal leider keine Verse gemacht, zeigte ein Lobgedicht auf ihn von Manzonis Hand, und ein Medaillon, eine Skulptur Tenerani's hielten die schönen vollen Arme der jugendlichen Hebegestalt, die man zur Göttin der Kunst geschaffen hatte. Eine Hymne Paläſtrina's ertönte aus dem Innern eines nahen Tempels hervor.

Der überraschte Kardinal, von seinen Freunden geführt, nahte in der halb stolzen, halb bescheidenen Stellung, wie Tasso zu seiner Krönung, sich den Höhen des Kapitols einst genähert haben mag.

Auf der obersten Stufe des Altars stand Agrippina, und als die Melodieen des Chors verklangen, hörte man die reine sonore Stimme volltönende Stanzen deklamiren. Bis hierher war alles Glanz, Schönheit, Poesie und Lebensfülle; da plötzlich trat das Dunkel und die Verwirrung ein. Es scheidet ein Moment das Elisium vom Tartarus. Noch wölbte sich der klare Himmel über die geschmückte, farbenhelle Gruppe. Ein weiches Lüftchen machte die Blätter beben, und spielte mit den Schleiern der Frauen. Der Kardinal kniet auf den Stufen, und Agrippina's Worte ertönen. Wie schön steht sie da. In weiten Falten stürzt der Purpur nieder, ihr Leib, marmorne Weiße, marmorschönes Ebenmaaß. Ihre Schultern vom Licht des Himmels geküßt, haben wie eine blutige Schuld, den Purpur abgestreift, ihre Blicke sind zum Himmel gerichtet, dem Himmel, dem sie sonst nie zugewendet waren; der rechte Arm erhebt sich, um eine Segensformel zu sprechen. Aller Blicke hängen an dieser Gestalt, die eine Priesterin und

eine Königin zugleich scheint, die drei Göttinnen sehen zu ihr hinauf — wie zu ihrer Gebieterin. Noch steht sie! sie schweigt einen Augenblick, und steht wie sinnend — noch ist der Arm erhoben — eine odemlose Stille rings! — da geschieht das Entsetzliche. Eine dunkle Gestalt schwingt sich hinter dem Altar empor, ein Arm greift um den Leib, und eine That, grausenvoll und entsetzlich, ist gethan. Die schöne Gestalt bricht zusammen, ein Blutstrahl färbt den Altar, die Stufen. Alles flieht auseinander, wie vom Winde geweht, stürzen die bekränzten Göttinnen die Anhöhe herab, und ihre fliegenden Schleier bergen sich in die dunklen Gebüsche. Der Schrecken hat die Menge dergestalt gepackt, daß selbst kein Schrei laut wird.

„Was ist geschehen?“ ist der erste Laut, der sich auf Aller Lippen drängt, und die Antwort ist das leise, dann laut ausgerufene Wort: „Mord!“

Judith steht noch immer, mühsam sich an den Altar haltend, die Hand auf die Wunde ge-

preßt. Wäre der Moment nicht so ein entsez-zenvoller, so müßte man noch die Schönheit der Gestalt bewundern, mit Entzücken anschauen. Der königliche Schmuck erhebt die Größe der Erscheinung. Dieses Antlitz unter dem Diadem erbleichend. Diese stolzen Augen, die sich senken, der Schmerz, der durch die Muskeln zuckt, und doch vom allgewaltigen Geiste gezähmt wird, die Ketten und Geschmeide, die flimmernd das Wogen des Busens anzeigen, in dessen Innern der Tod wüthet, und dazu der Schmuck der Umgebung, die blühenden Sträuche, der ewig klare Himmel, in dessen lichtvoller Helle die Fächer der Pinien sich ausbreiten, dessen Glut die beweglichen Kristallsäulen der Fontainen kühlen — alles dieses zusammen giebt ein erschütterndes, mit der Magie des höchsten Reizes wirkendes Gemälde.

In diesem Augenblicke beugt sich die dunkle Gestalt des Mörders noch einmal über sein Opfer, und flüstert ihm zu:

„Nimm meinen Kuß, Judy, meine schöne Braut! Dies für Deinen Verrath und Deinen Treubruch!"

Und er entflieht, ohne daß die starren Gruppen umher Anstalt treffen, ihn zu verfolgen. Der Kardinal ermannt sich zuerst, er hält die Sterbende in seinen Armen und giebt Befehle, die Ausgänge des Gartens mit Wachen zu umstellen.

Bald hört man militairische Commandoworte, und sieht Soldaten die Gänge anfüllen, in denen eben eine Welt der Poesie sich in ihren schönsten Gestalten erschloß. Ueberall Entsetzen und Verwirrung. Nirgends tritt höhnender das Geschick auf, als da, wo es in die farbige Lüge eines Maskentanzes einbricht und die bunten Gewänder, die lachenden, grotesken Larven mit Blut färbt. Wie wenig sind diese zierlichen Helden und Poeten jetzt an ihrem Platz, wie sieht man sie ihre Mäntel abstreifen, ihre Lorbeerkränze fortwerfen. Die Offiziere kommandiren noch halb in römische Imperatoren verwandelt, die Virgile und Horaze sieht man nach ihren modernen Wagen verlangen, ein Zug Vestalinnen flieht die Treppengänge der Villa hinauf, von

goldbetreßten Lakaien gefolgt, die in Französisch und Englisch Befehle zugerufen erhalten.

Unterdessen hat der Tod die Tochter Florentins ereilt. Sie stirbt in Glanz und Schönheit; an ihrem Lager kniet ein Gemahl, der ihre kalte Hand mit ehrfurchtsvollen Küssen bedeckt; ein Fürst der Kirche spricht Segensworte über sie aus. —

Vergebens waren die Nachforschungen, den Mörder zu entdecken. Er wurde nicht gefunden. Niemand ahndete die eigetlichen Beweggründe seiner That, Niemand das Band, daß die stolzeste und reichste Frau Roms an einen elenden, in Lumpen gehüllten Vagabunden knüpfte. Die Nemesis hatte sich in ihre Schleier gehüllt, sie wollte von Niemanden erkannt sein, und ihr Werk in der Stille thun.

Zwanzigstes Capitel.

Vater und Sohn.

Es war eine furchtbare Nacht, die ältesten Leute des Dorfes konnten sich keiner ähnlichen erinnern, wo der Regen in solchen Strömen niederstürzte, der Sturm in so grausenvoller Stärke wüthete.

Die Eilpost mit nur wenigen Reisenden besetzt, kam an, und verlangte über den Fluß gesetzt zu werden. Die Leute, die bei der Fähre angestellt waren, widersetzten sich den Befehlen des Condukteurs, indem sie bewiesen, daß es gefährlich sei, in einer solchen Nacht und bei dem gefährlich angeschwollenen Stande des Flusses die Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Ein größerer Theil der Reisenden entschloß sich, den Morgen

abzuwarten. Einer jedoch bestand hartnäckig auf die Ueberschiffung. Er gab an, Geschäfte zu haben, die einen unaussetzbaren Termin bedingten, große Geldopfer waren die nächste Folge einer jeden, noch so geringen Verzögerung.

Ein ältlicher Mann, der seine Familie bei sich hatte, stand verdrüßlich auf, und antwortete in ziemlich barschem Tone dem Dränger:

„Mein Herr, Sie sind ein Advokat, ein Geldspekulant, das Geld ist Ihr Götze, Sie gehen für ihn, wenn es sein soll, selbst in den Tod, Ihnen kann ich nicht verdenken, daß Sie zur Reise treiben, allein hier sehen Sie die Gegengewichte, die ich in die Schaale lege; Weib und Kind! Auch ich habe Eile; auch mir raubt in wenig Stunden vielleicht ein ungetreuer Compagnon mein Vermögen; allein ich fahre nicht, ich bleibe; die bessere und größere Hälfte meines Vermögens (er zeigte auf Weib und Kind) will ich nicht drauf wagen, die geringere zu gewinnen.“

„Auch wir bleiben,“ riefen jetzt die andern

Passagiere, durch den Muth des Mannes ihren eigenen bestärkt fühlend.

„Und ich zwinge den Conducteur zu fahren. Er soll, wenn nicht anders, mich allein übersezzen, und für meine ununterbrochene fernere Reise Sorge tragen,“ rief der Advokat.

„Es soll geschehen!“ entgegnete der Eilpostführer, ein langer, dürrer, finsterblickender Mann. „Ich will im Dorfe nachfragen, ob sich Jemand findet, der Sie hinüberbringt; ich selbst darf den mir anvertrauten Wagen nicht verlassen.“

Er entfernte sich, und kam nach einer kleinen Weile wieder.

Der ungeduldige Reisende fragte ihn rasch, was er ausgerichtet habe.

„Sie können unverzüglich abreisen, mein Herr,“ entgegnete der Gefragte; „doch müssen Sie sich einen kleinen Umweg gefallen lassen. Die Fähre in Bewegung zu setzen, ist nach dem Ausspruch der Leute unmöglich, ohne einem gewissen Tode entgegen zu gehen, allein weiter oberhalb des Dorfes findet sich eine Stelle, wo

der Fluß sehr eingeengt ist, und die Brücke, die darüber führt, soll noch zu beschreiten sein. Wollen Sie es wagen?"

„Ob ich's will?" rief der Advokat ungeduldig, sich in seinen Mantel hüllend. „Sorgen Sie für mein Gepäck. Finde ich drüben einen Wagen?"

„Die Station ist kaum eine Viertelstunde entfernt, und dort haben Sie das Recht, bei Vorzeigung Ihres Billets Pferde zu verlangen." —

Der Reisende entfernte sich, und Niemand war, der ihm glückliche Fahrt wünschte. Der Auftritt mit dem ältlichen Herrn hatte der Erbitterung Worte gegeben, die jeder Einzelne schon gegen das hochfahrende und beleidigende Wesen des Mannes hegte. Glücklich war man, sich von ihm befreit zu sehen.

Unterdessen stürmte und wüthete es fort. Die Fenster der elenden Bauerstube wurden durch den anprasselnden Regen erschüttert, die Nacht war schwarz, trotz dessen, daß das Mondviertel leuchtete, doch die stürmenden Wolkenmassen deck-

ten das blasse Licht und ließen keinen der schwachen, zitternden Strahlen die dunklen Erdenschatten erreichen. Die Stöße des Orkans grollten wie dumpfer Donner von Zeit zu Zeit über die Hütte hin; vor dem Fenster hörte man das Brechen der Baumäste, und ein räthselhaftes Poltern, wie von fallenden und in Trümmer gehenden schweren Gegenständen erfüllte das aufhorchende Ohr mit Schrecken. Nirgends der Laut einer menschlichen oder Thierstimme; alles schwieg, und nur die Elemente sprachen.

Während dieses immer noch wachsenden Aufruhrs in der Natur, verfolgte der Reisende von seinem voranschreitenden Führer geleitet, die dunkele Dorfstraße, um jenen Uebergangsort aufzusuchen. So klein die Gestalt Herrn Lobmeyers auch war, so breit seine Schultern und so massenhaft sein gedrungener Wuchs, so hatte er dennoch Mühe, sich gegen die Stöße des Windes in seiner Bahn zu erhalten. Den Mantel eng umgeschlagen, die Reisekappe tief ins Gesicht gedrückt, mit vorwärts gebeugtem Oberleib durchdrang er Dunkel und Sturm, sich von der

Wand der Häuser entfernt haltend, weil die herabfliegenden Steine diesen Weg gefährlich machten. —

Der Führer blieb stehen und sah sich nach dem Nachfolgenden um. Man hatte die Brücke erreicht. Es waren nur wenige, roh behauene Balken, die quer über den schäumenden, hier stark an einem felsigen Ufer zusammengedrängten Bach lagen.

„Hier müssen wir über!“ sagte der Führer und zeigte auf das Bild des Grausens, wo Nacht und Todesgefahr sich schwesterlich umarmten. Der Gischt der ungezähmten Wellen spritzte in die Gebüsche und durchnäßte den Mantel des Advokaten.

„Halten Sie sich nur fest an mich,“ rief der Führer, indem er Miene machte, vorauszuschreiten. „Ich habe schon in mancher gefährlichen Nacht, wo es nicht schlechter pustete und keuchte, meine Kinder hinüber gebracht. Halten Sie sich nur fest an meine Rockschöße.“

Der Advokat warf einen Blick auf den

Mann. „Seid Ihr schon lange hier im Geschäft?“

„Schon etliche Jahre.“

„Aus dem Dorfe gebürtig?“

„Nein. Ich verdiene mir nur hier mein kümmerlich Brod. In einer Nacht, wie diese, mag kein Hund hinterm Ofen hervorkriechen; Da geh dann ich, denn mein Leben ist weniger werth, als das eines Hundes. Das weiß der Tod, darum läßt er mich über diese schlüpfrigen Balken gefahrlos dahingleiten, mich und meine Kinder.“

„So hast Du Kinder, Alter?“

„Jeden, den ich hinüber bringe, ist mein Sohn; bis denn der rechte Sohn kommt. Dann geh ich zur Ruhe, und er übernimmt meinen Platz. Ich warte schon lange auf ihn, denn meine Gebeine werden morsch, und mein Athem ist kurz, die Brust ist kalt und die Zunge ist schwer. Nun laßt uns gehen.“

Der Advokat klammerte sich an die Rockschöße des Führers, und beide betraten den gefährlichen Pfad. Die Wasser rauschten und wir-

belten wild durcheinander. Der Sturm bog die Gebüsche am Ufer und tosete in den nackten Zweigen der alten Bäume, wie ein übermüthiger Tirann, der mit den Ketten seiner gefesselten Feinde spielt. Die beiden gebückten Gestalten krochen langsam, Schritt vor Schritt, die Brücke hin. Plötzlich blieb der Führer stehen.

„Fort, Vorwärts!" gebot der Reisende.

Der Alte hörte nicht! Er stand wie auf die Brücke gebannt, und breitete seine langen, dürren Arme gegen den Himmel aus. Die Mondsichel trat hervor, und warf Silberfunken in das zerrissene Wellenchaos.

„Geht, geht!" rief der Reisende. „Hier dürfen wir nicht stehen bleiben. Seid Ihr von Sinnen?"

„Nur eine kleine Weile," sagte der Alte, und seine Stimme zitterte. „Seht den schönen Atlasrock da mit Silber gestickt; es ist meines Weibes Brautgewand. Ich seh's! Sie arbeitet sich aus den Wellen empor Sie hebt die Hand an welcher der Trauring funkelt."

Ein entsetzlicher Schreck bemeisterte sich des Advokaten; er ließ seine um den Leib des Führers geschlungenen Arm sinken, und stand jetzt da, einen forschenden wilden Blick auf dessen Züge werfend. Allein es war keine Zeit zu untersuchen und zu fragen. Der Sohn gab den Vater einen heftigen Stoß, und gebot ihn, vorwärts zu gehen.

Der Alte war auf die Knie gesunken, und sich an die nassen Balken klammernd, rief er in die Wellen hinein. „Warte, warte, bis mein Sohn kommt! Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser! Ich habe ihn gesegnet, und er hat sich ein stolzes, prachtvolles Haus erbaut, und aus diesem Hause, das ihm mein Segen erbaut, hat er mich vertrieben! Warte nur, bis er kommt, dann bleibt er hier oben, und ich komme zu Dir hinab.“

Der Sturmwind fuhr über den schmalen Steg dahin, so daß die daran sich klammernden Gestalten der nächtlichen Wanderer erbebten, und nur mit Mühe sich hielten.

„Vorwärts!“ schrie der Advokat, „vorwärts Alter! oder Dein und mein Leben ist in Gefahr.“

„Ich kann nicht fort!“ wimmerte der Alte. Ich kann nicht! Seht, seht! — Sie fragt mich, wo der Ring von meinem Finger geblieben! Er — er nahm ihn!“

Ein neuer Schwall des Wassers kam, der Steg wankte.

„Vorwärts, Alter,“ brüllte der Geängstete. „Ich bin Barnabas, Dein Sohn. Rette mich, rette Deinen Sohn. Beim Andenken Deines Weibes, meiner Mutter, laß uns nicht umkommen in dieser Wildniß.“

Der Wahnsinnige erhob sich. Es schien, als wenn alle irdische Schwerkraft von ihm gewichen, er schwebte auf dem glatten Balken, wie auf sicherer Erde. Seine dünne Gestalt wuchs in der Dunkelheit zu riesiger Größe; der Sturm schleuderte das weiße Haar um Stirn und Augen. „Mein Sohn!“ kreischte der Alte, „mein Sohn! Du bist's! Ich habe Dich! — Ich lasse Dich nicht mehr.“

„Wahnsinniger!“ schrie der Sohn, und rang mit dem Vater. Aber dieser schloß seine dürren Arme um den Leib des unglücklichen Opfers, wie Schatten des Orkus, wankten die zwei schwarzen Gestalten, umsprüht von dem Schaum der Wellen, in den tosenden Choralklängen des Sturmes gehüllt. Noch einen Moment sah man sie über dem Stege, es flatterte der Mantel, es fuhren die Arme in die Lüfte, und dann in einen schwarzen Knäuel geballt, stürzten beide in die Tiefe. Der Steg war leer.

Die Mondsichel beschien weit von dem Engpaß entfernt, da wo die Gewässer glätter und ruhiger strömten, die Körper zweier Männer, die sich umschlossen hielten, und den Strom hinabtrieben.

Von den Personen unserer Geschichte bleibt uns nur noch der Dichterin Schicksal zu erwähnen übrig. Sie fand ein ruhiges Asyl bei ih-

rem einstigen Schützlinge, bei Dianen, die die alten Tage des Fräuleins mit Liebe und süßer Pflege übergoldete. Wohl denen, welchen das Geschick eine solche Heimath noch aufspart. Diesem alten Herzen war sie zu gönnen. Die Welt hat ohne Zweifel viel größere Dichterinnen aufzuzählen, allein sie hat wenig Herzen, die so ohne Arg schlagen. Ihre Romane erlebten keine zweite Auflage, allein wenn man ihre Liebe, ihre Geduld, ihre Treue hätten neu auflegen können, die Menschen hättens brauchen können. Der Kandidat Weinhold jedoch verblieb in seiner einsiedlerischen Stellung, und lehnte ab, was man ihm freundlichst bot. Nur eine Freude erlebte er, nämlich die, daß seine Gedichte endlich einmal gedruckt wurden, aber dicht neben dieser Freude, und ihr auf den Fuß folgend, war der bittere Kummer, daß Niemand sie las, und Niemand sie kaufte. In stillen Nächten, wo der Mond in seine Kammer schien, hielt er das Buch aufgeschlagen, und sein Auge ruhte auf den feinen weißen Blättern und auf den schwarzen Verszeilen', und er

strich mit der mageren Hand schmeichelnd über sie hin, wie wir die glatte Wange schöner Kinder, die wir die unsrigen nennen, liebkosen. In solchen Augenblicken hielt er sich für Deutschlands ersten Dichter. Wir wollen ihn bei diesem Glauben lassen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gedruckt bei C. Feister.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Diane ein Roman

Bd.: 3

Berlin (1842)

P.o.germ. 1420 de-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120719-8